



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1908**

10 (1908)

---



# Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.  
N 10.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.  
Nebereinzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Wohlthätern wird  
das Vergißmichnicht  
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsien der armen  
Neger in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmichnicht  
geschehen am ein-  
fachen auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Köln a. Rh.  
Oktober 1908.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abtheilung zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Zwei schwarze Engelchen aus Mariannhill.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Im Oktober.

Nun braust es auf den Auen,  
Der bunten Forst entlaubt der Nord,  
Und schwirrend steuert hoch im Blauen  
Der Zug der Wandervögel fort.

Geheime Schwerkut rieselt bange  
Mir durch's Gemüt im Windesweh'n —  
Fahr' wohl, mein Wald am Bergeshange!  
Und werd' ich grün dich wiederseh'n?

Ach, sicher trägt der Schwan die Kunde,  
Wenn's Zeit zu wandern, in der Brust;  
Doch wer verkündet dir die Stunde,  
O Herz, wann du von himmen mußt?

Em. Geibel.

### Ein neues Missionsfeld.

Von Rev. P. Emmanuel.

(Fortsetzung.)

Lourdes. — Manduna wollte nach dem Tode seines teuren Pfleglings das Predigen in der protestantischen Kirche nicht mehr recht von staten gehen. Immer wieder und wieder kamen ihm die Worte des franken Heidentundes in den Sinn: „Gott hat an den Versammlungen unserer abafundisi kein Wohlgefallen.“ Arge Zweifel stiegen in seinem Herzen auf. Er suchte nach der Wahrheit, wußte aber nicht, wo sie zu finden sei. Von den Versammlungen seiner bisherigen Glaubensgenossen hielt er sich mehr und mehr fern, und mied sie zuletzt gänzlich.

Da bekommt Manduna eines Tages einen unserer Missionäre zu Gesicht. Sofort fällt ihm das lange, weiße Kleid auf. Sollte wohl das einer der abafundisi sein, von denen sein Pflegekind mit solcher Begeisterung gesprochen? — Er zieht nähere Erkundigungen ein und erfährt, das sei einer von den ama-Romas, die zu Emaus, fünf Reistunden von seiner Heimat entfernt, eine Mission hätten.

Manduna ging bei diesen Worten ein neuer Stern auf! Am folgenden Samstag machte er sich auf den Weg, um am nächsten Morgen dem Sonntagsgottesdienst in Emaus beizuwohnen. Alles, was er hier hörte und sah, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er fühlte, daß er nun die wahre Lehre gefunden, von der sein Pflegekind so oft gesprochen. Sein Entschluß stand fest: Dieser Kirche mußte er sich anschließen, koste es, was es wolle!

Von jetzt an ging er jeden Samstag nach Emaus, hörte hier mit voller Begierde den christlichen Unterricht und wohnte am kommenden Morgen dem heiligen Messopfer bei. Je länger er das tat, desto mehr wuchs in ihm die Liebe zur katholischen Kirche, desto schwerer wurden aber auch die Verfolgungen, die er nun seitens seiner ehemaligen Glaubensgenossen zu erdulden hatte. Hatten diese es nur mit Unwillen ertragen, daß er von ihren Versammlungen fern blieb, so kannte ihr Fanatismus keine Grenzen mehr, als sie hörten, daß er jede Woche den weiten Weg nach Emaus mache, um dort dem Gottesdienst der ama-Romas beizuwohnen. Gott allein weiß, was Manduna da alles zu erdulden hatte, abgesehen von der materiellen Einbuße, die ihm aus der Aufgabe seines protestantischen Predigtamtes erwachsen war. Doch er blieb fest. Er wußte, alles Gute wird von der gottentfremdeten Welt angefochten und was keine Prüfung aushält, ist vor Gott ohne Wert.

Sein schlimmster Gegner war ein gewisser Beseleganer, Lancu mit Namen, der auch seine Genossen zu allen möglichen Feindseligkeiten aufstachelte. Doch gerade aus diesem Saulus sollte ganz unerwartet ein Paulus werden. Das kam so: Lancu hatte eine Braut, auf die er hohe Stücke hielt. Dieser seiner Angebeteten nun träumte es in einer Nacht, als hörte er eine furchtbare Stimme, die mit der Gewalt des Donners zu ihr sprach: „Hindert Manduna nicht mehr auf seinem Gange zu den ama-Romas, denn was er tut, gefällt mir! Wenn Lancu ihn noch weiter verfolgt, sollst du sterben!“ — Nun muß man aber wissen, welche Rolle Träume bei solchen Naturvölkern spielen. Lancu war wie gelähmt vor Schrecken. Sofort versammelte er alle seine Freunde und erzählte ihnen den merkwürdigen Traum seiner Braut. Alle erkannten hier das Eingreifen einer höheren Macht und keiner wagte es fortan, Manduna weiter zu belästigen. Lancu aber schloß sich ihm als treuer Genosse an, sodaß nun beide Woche für Woche in friedlicher Betrachtung zum Gottesdienst der ama-Romas nach Emaus gingen.

Die allgemeine Stimmung der zahlreichen Bevölkerung des Bistithales gestaltete sich zusehends dem Katholizismus günstiger, da trat ein Umstand ein, der die Sache vollends zu rascher Entscheidung brachte. Die schwarzen Prediger, die so viele Klagen gegen die ama-Romas überhaupt und deren Missionäre im besonderen vorzubringen hatten, ließen sich allerlei Schulden kommen, was jeden rechtchaffenen Mann kugelmachte. Für ihre geistlichen Dienste verlangten sie hohe Entschädigung, und um Geld gewährten sie Freizeiten selbst in Dingen, die mit den Geboten Gottes in direktem Widerspruch standen. Kein Wunder, daß sie auf diese Weise zusehends zu Vermögern kamen. So konnte sich einer von ihnen, Pamula mit Namen, der seinerzeit blutarm sein Aemichen angetreten hatte, fünf Tarmen kaufen.

Das fiel auf; man fing an, Vergleiche zwischen diesen protestantischen und den von ihnen so viel geschmähten katholischen Missionären anzustellen, und einige rechtchaffene Männer erkundigten sich bei uns, zwei Emauspilgern, wie es denn in dieser Sache bei den ama-Romas stünde. Diese waren nun voll des Lobes und luden sie ein, persönlich mit ihnen nach Emaus und Lourdes zu gehen, um sich von der Wahrheit ihrer Aussagen an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie waren bereit und zeigten sich jetzt schon von dem Wunsche beseelt, katholische Missionäre in ihrer Gegende



haben, doch wollten sie in einer so wichtigen Sache nicht handeln, ohne zuvor die Zustimmung des großen ama-Baca-Chief Lenzana eingeholt zu haben. Es wurde zu diesem Behufe eine eigene Deputation an ihn abgesandt.

Lenzana genießt unter seinen Stammesgenossen ein Ansehen ohnegleichen. Schon durch seine Besitzungen ragt er unter allen hervor. Er besitzt ein fruchtbares, weitausgedehntes Land; sein Vieh zählt nach Hunderten, seine Schafe und Ziegen nach Tausenden. Er ist noch Heide und hat 9 Weiber, übt aber gegen seine Untertanen große Milde und befundet in allem einen großen Gerechtigkeits Sinn. Er verlangt keine Steuer; unentgeltlich dürfen sich seine Leute auf seinem Grund und Boden niederlassen und bauen und pflanzen; doch wehe demjenigen, der es wagt, seinen Befehlen zuwider zu handeln! „Der Löwe frisst ihn auf“, pflegen die Schwarzen zu sagen. Schnell ist in solchem Falle die schwarze Polizei zur Hand und straft den Frevel ganz empfindlich. Doch auch hier läßt der „Löwe“ königliche Großmut walten. So werden z. B. die Ochsen, die man dem Schulbigen abgenommen, im Königskraal geschlachtet, doch der König und seine Indunas rühren nichts davon an, sondern das Fleisch wird unter das anwesende Volk verteilt.

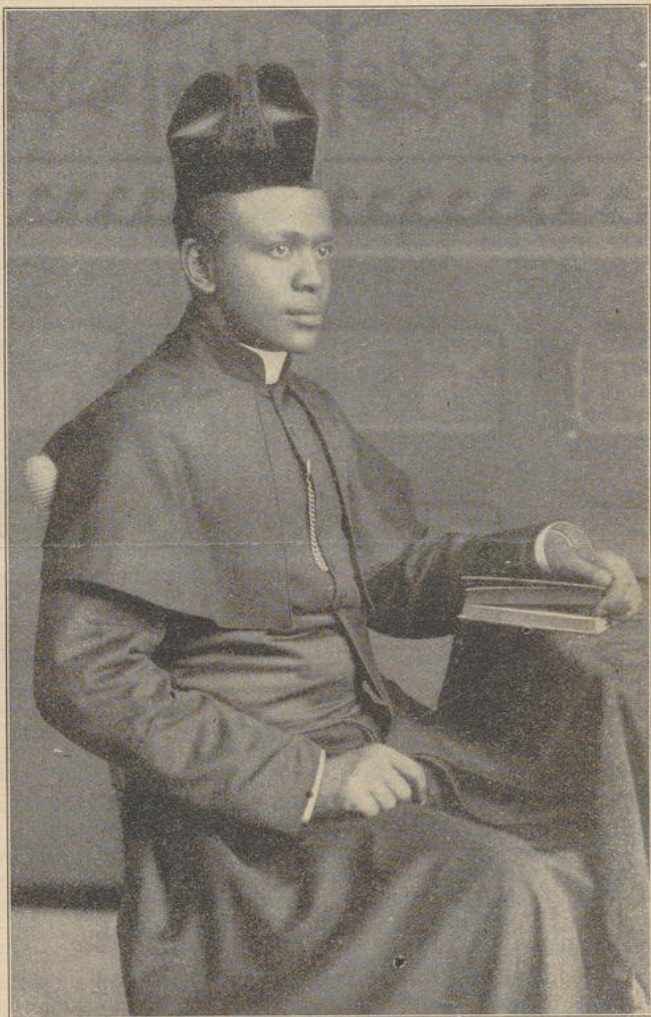
Zu diesem Chief begab sich also obige Deputation mit dem Ansinnen, katholischen Missionären freien Zutritt ins Land zu gestatten. Mit großer Umständlichkeit, wie dies bei den Schwarzen überhaupt üblich ist, erzählten sie alles bisher Vorgefallene, die Aussagen des sterbenden Kindes, den Traum von Lancus Braut, das Verhalten der eigenen Missionäre und schlossen endlich mit der Bitte um Missionäre mit den langen weißen Kleidern.

Nachdem Lenzana alles ruhig angehört hatte, berief er seinen Rat zu einer Sitzung, in der die wichtige Frage des Langen und Breiten erörtert wurde. Als die erbittertesten Feinde des Katholizismus zeigten sich wieder die protestantischen Prediger, die ebenfalls im Rat saßen. Ihr einstimmiges Urteil war: „Nie und nimmer sollen diese Römlinge unser Land betreten! Sie bringen Unheil über's ganze Land, und wollen dich, o Fürst, der Herrschaft berauben.“ ... Beweise hiefür konnten sie allerdings nicht vorbringen, und man kann sich ihren Verdruss vorstellen, als das Endurteil Lenzanas folgendermaßen lautete: „Eure Beschuldigungen gegen die ama-Romas sind durchaus unbegründet, denn ihr könnt sie durch kein einziges Faktum erhärten, darum ist es mein fester, unabänderlicher Wille, daß diese akafundisi in mein Land kommen!“

Damit hatte der Streit ein Ende. Kurz darauf gingen neue Abgeordnete nach unserer Missionsstation Lourdes, um sich katholische Missionäre für ihr Land zu erbitten. P. Apollinaris, der Rektor von Lourdes, empfing sie zwar mit hoher Freude, bedauerte aber, ihnen vorläufig keinen Missionär senden zu können, weil das kleine, ihm zu Gebote stehende Missionspersonal kaum für die bisherigen Bedürfnisse ausreiche. Traurigen Herzens gingen die Männer heim,

kehrten jedoch nach wenigen Wochen schon wieder zurück und erneuerten ihre Bitten dringender und anhaltender denn zuvor.

Was tun? Ein Priester war nicht zu haben, und ganz ohne Hilfe konnte man doch das schöne, vielversprechende Missionsfeld auch nicht lassen. P. Apollinaris entschloß sich also, seinen besten Katecheten, Magnus Goticho, ins Ibibithal zu senden. Goticho hatte in seiner Kindheit die wesleyanische Schule und später die Missionschule in Lourdes besucht, wo er sich



Der Kafferpriester Rev. Julius Mkomazi in Marlannhill.

einen ziemlichen Schatz von Kenntnissen erwarb und zuletzt zum Katholizismus übertrat. Jetzt ist er ein hochgewachsener, starker Mann, der sich schon wegen seiner Abstammung aus fürstlichem Geblüt großen Ansehens erfreut. Sein Gesicht weist eine künstlerische, noch aus dem Heidentum stammende Tätowierung auf. Er hat ein tief frommes Gemüt, einen festen, männlichen Charakter und verbindet mit einer seltenen natürlichen Rednergabe einen glühenden Seeleneifer.

Dieser Mann war für das neue Missionsfeld wie geschaffen. Alle Gutgesinnten nahmen ihn auch als den Abgesandten der ama-Romas mit großer Freude



und Hochachtung auf. Er selbst machte sich mit wahrem Feuereifer an die Arbeit und tat alles, was ein einfacher Katechet nur immer zu leisten vermag. Jede Woche kam er einmal nach Lourdes, um über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten und sich beim P. Missionär in schwierigeren Fällen Rats zu erholen. Denn an Hindernissen mannigfacher Art fehlt es bei Eröffnung eines neuen Missionsfeldes nie; viele Protestanten, namentlich die Prediger, hegten noch immer ihren alten, schlecht verhehlten Groll, und der Chief Lenzana beobachtete, obgleich er an sich dem Katholizismus wohl geneigt war, eine kluge Zurückhaltung. Trotzdem wuchs die Zahl der Katechumenen von Woche zu Woche. Sie hatten ihrem Katecheten einen geräumigen Kraal eingeräumt, der fortan ausschließlich als Kapelle dienen sollte. Für ein passendes Altärchen mit dem nötigen Zubehör sorgte die Missionsstation Lourdes, und unser Magnus vertiefte sich sogar dazu, seine „Kirche“ allerdings nach kaffrischem Begriff und Kunstsinne auszumalen. Das lockte immer mehr schwarze Kirchenbesucher heran. An hohen Festtagen aber gingen die Katechumenen des Bistums trotz der weiten Entfernung von beinahe zehn Stunden zu Fuß zum Gottesdienst nach Lourdes, wo sie dann mit Staunen Zeugen des herrlichen katholischen Gottesdienstes waren und vom P. Missionär persönlich unterrichtet wurden.

Eines Tages kam Magnus mit einem großen Anliegen zum P. Missionär. Er klagte, wie schwer es ihm falle, seine Leute, die weit umher zerstreut wohnten, rechtzeitig zum Unterricht zu versammeln und welsch vorzügliche Dienste ihm da eine kleine Glocke leisten würde. Vor den protestantischen Weibern brauche er sich nicht mehr zu fürchten, er könne sich jetzt mit seinen Leuten schon an die Öffentlichkeit wagen. Zum Glück waren kurz zuvor von mehreren edlen Wohltätern einige Glocken gesandt worden und eine davon konnte nun der neuen Mission am Bischof überlassen werden. Welsch eine Freude für unsern wackern Magnus und seine mutige Schar! Mit einem großen Ochsenwagen kamen sie nach Lourdes gefahren, um den kostbaren Schatz abzuholen. In unsern Augen nahm sich das Glöcklein auf dem mächtigen Wagen allerdings gar bescheiden aus, und wir hätten den guten Leuten gern etwas Besseres mitgegeben; doch die Schwarzen hatten offenbar großen Respekt vor dem sonderbaren Ding, das trotz seiner kleinen Gestalt so erstaunlich schwer war und bei jeder Berührung so geheimnisvoll klang und summtete.

In aller Stille wurde sie sodann von fachkundiger Hand bei der nur zehn Minuten vom Königskraal entfernten Kapelle aufgehängt. Am nächsten Sonntag aber, eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste, ergriff Magnus das Glockenseil und fing zu läuten an. Die Wirkung übertraf noch weit seine kühnsten Erwartungen. Mann und Weib, Kind und Regel stürzte aus allen Hütten und schaute offenen Mundes zum katholischen Kirchlein hinüber, wo sich in lustiger Höhe ein Glöcklein im Winde wiegte und über Berg und Tal seine silberhelle Stimme erschallen ließ. Das war nun ein Ereignis ohnegleichen; geraden Wegs lief alles dem Kirchlein zu und staunte bald den braven Katecheten an, dem vom langen Läuten fast der Arm erschlammte, bald das sonderbare Ding dort oben, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Noch heute nennen sie die Glocke bloß „Pumani“, d. h. „Geh! hinaus!“ weil beim erst-

maligen Läuten alles einander zugerufen hatte: „Geh! hinaus, hinaus, laßt uns sehen, was das ist!“

Seitdem sind sie mit dem lieben Glöcklein allerdings schon vertrauter geworden. Dreimal jeden Tag ruft es zum „Engel des Herrn“, und mehr als hundert Katechumenen falten nun die schwarz-braunen Hände zum Gruß der Himmelskönigin, die vor Jahresfrist in der ganzen dortigen Gegend noch unbekannt gewesen war.

Bald wurde der Kraal, der als Notkapelle dienen mußte, zu klein, und die braven Männer dachten allen Ernstes daran, ein ansehnlicheres Gotteshaus aus Stein zu bauen. Dazu mußte aber der P. Missionär selbst kommen, um die nötigen Instruktionen zu geben. Er tat es mit Freuden, und somit war endlich der Tag gekommen, an dem der erste Missionär „mit dem langen, weißen Kleide“ das Land betreten sollte.

(Schluß folgt.)

## Schulverhältnisse in Tzenstochau.

Von Schw. Engelberta. (Schluß.)

Wenden wir nun unsern Blick zu den Mädchen-schulen. Tzenstochau besitzt deren zwei, wenn wir das Marienhaus dazu rechnen, drei. Die sogen. kleine Schule leitet Schwester Domitilla, der noch eine schwarze Hilfslehrerin, die unserem verehrten Leserkreis längst bekannte Veronika, beigegeben ist. Hier werden gegen 50 Mädchen in den Anfangsgründen bis zum dritten Standard inkl. unterrichtet. Es sind hier Mädchen von allen Altersstufen beisammen, weil viele von ihnen erst in späteren Jahren als halb oder ganz erwachsene Mädchen aus den heidnischen Kraals zur Missionschule eilen; und oft ist ein Mädchen mit zehn Jahren schon im zweiten oder dritten Standard, während ein sechzehn- oder achtzehnjähriges noch unter den Anfängerinnen sitzt. Die gegenwärtige Zusammenstellung dieser Schule ist folgende:

Mädchen von	6—10 Jahren	= 14,
"	" 10—14	= 16,
"	" 14—19	= 20.

Die Unterrichtsgegenstände sind genau dieselben wie in der Knabenschule; merkwürdigerweise ist jedoch unseren Mädchen das Englische viel schwerer beizubringen als den Knaben. Hauptursache bleibt wohl das geringe Interesse, das sie daran haben; auch haben sie weniger Bedürfnis darnach, da sie nur selten über die engen Grenzen ihrer kaffrischen Heimat hinauskommen, während die jungen Burischen und Männer viel in die Fremde müssen, wo ihnen das Englische absolut unentbehrlich ist. Ein Teil der Schuld trifft wohl uns Schwestern selbst, da wir in der freien Zeit nur kaffrisch mit den Kindern verkehren.

Außer den speziellen Unterrichts-gegenständen lernen die Schulmädchen auch noch Zicken und Nähen. Ihre diesbezüglichen Arbeiten wie Schürzen, Hemden und Werktagkleider usw., werden bei der Schulprüfung vorgelegt und von den englischen Inspektoren immer hoch taxiert.

In allen Trappistenschulen ist die Arbeit ein Hauptfaktor, der wesentlich zur Erziehung und Ausbildung der Schwarzen gehört. Daher werden die Mädchen außerhalb der Schule je nach Alter und Maßgabe der physischen Kräfte zu den verschiedensten Arbeiten im Haus, in der Küche, im Keller, Stall, Garten und Feld usw. verwendet, wobei ihnen überall unsere Schwestern helfend und ratend zur Hand gehen. Die



meisten von ihnen, zumal die älteren und geübteren, stellen sich zu allen Arbeiten recht geschickt an, so daß die Schwestern eine wesentliche Hilfe an ihnen haben. Am liebsten gehen sie allerdings aufs Feld; hier in der frischen Luft, bei einer Arbeit, die sie von Jugend auf kennen, fühlen sie sich am wohlsten.

Die Arbeit gewinnen sie mit den Jahren immer lieber; nicht so das Lernen und das stundenlange Sitzen auf der Schulbank. Gewiß, im Anfang, solange noch alles leicht geht und der Reiz der Neuheit da ist, geht das Lernen flott von statten, meist schneller und besser als bei den Knaben. Später aber, wenn es mehr Anstrengung kostet, wenn sie scharf und anhaltend denken sollen, lassen die meisten im Eifer sehr nach. Schon einzelne Unterrichtsgegenstände, wie Rechnen,

Während die Kleineren und Neuangekommenen sich zur Rekreatiionszeit fröhlich umhertummeln, oder runde Lehmhütten bauen, kochen oder sonstige Arbeiten nachahmen, die daheim im elterlichen Kraal den Frauen zukommen, benützen die älteren ihre freie Zeit zum Häckeln, Stricken und Mattensplechten, üben sich im Gesang oder ergötzen sich am „Mühlensfahren“. Sonntags nehmen sie auch gerne ein Buch zur Hand, z. B. die kassrische biblische Geschichte; auch englische Bücher verschmähen sie nicht, falls sie leicht zu überlesen sind und interessante Geschichten enthalten.

Ihre letzte Ausbildung erhalten die Mädchen im Marienhaus. Hier werden sie vollends in alle häuslichen Arbeiten, wie Kochen, Waschen, Bügeln usw. eingeführt, müssen alle ihre Kleider selber flicken und



Rev. Julius Mkomazi, umgeben von einer Schar kleiner Schwarzen.

namentlich Kopfrechnen, Sprachlehre, und ähnliche, sind gar nicht mehr nach ihrem Geschmac, und die Lehrerinnen haben begreiflicherweise mit solchen Schülerinnen eine harte Geduldprobe zu bestehen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen; einzelne bleiben immer fleißig und brav und überwinden alle Schwierigkeiten. Die große Mehrzahl aber ist nicht für anstrengende Geistesarbeit und jahrelangen Schulbesuch zu haben.

Verdienen diese älteren Schulmädchen im Lernen nur geringes Lob, so ist ihre Geschicklichkeit in den weiblichen Handarbeiten eine anerkannt große. Alle können schön und proper nähen, stricken und häckeln, einige auch flicken. Die älteren unter ihnen arbeiten mit voller Gewandtheit an der Nähmaschine und verstehen es, ihre Kleider ganz selbstständig herzustellen, nicht einmal zum Zuschneiden bedürfen sie fremder Hilfe. Gelegentlich der Schulprüfung haben sie alljährlich eine Menge tadellos ausgeführter Sachen und Säckelchen auszustellen, teils zum täglichen Gebrauch, teils als Zimmerzierde oder sonstigen Schmuck.

Ihre Spiele in der freien Zeit sind verschieden je nach dem Alter und der Zeit ihres Schulbesuches.

nähen und bereiten sich so auf einen christlichen Ehestand vor.

Das Marienhaus in Ezenstochau stand von jeher in schönster Blüte. Schwester Coleta, die seit Jahren mit der Leitung desselben betraut ist, hatte bis vor kurzem nicht weniger als 45 Böglinge. Im Laufe des letzten halben Jahres haben sich sieben davon mit braven, christlichen Männern verheiratet, und innerhalb weniger Wochen werden sechs weitere Paare ihre Hochzeit feiern.

### Zauberei und Hegenwahn unter den Kaffern.

(Schluß.)

Bei den Sena-Stämmen oberhalb des Sambesi sucht man die Krankheiten auf folgende Weise zu heben: Ein schwarzer Heilkünstler verfertigt aus Stroh die Figur eines Schweinchens. Durch einen Zauberspruch wird dieses Bildnis der geheimnisvolle Träger einer Krankheit, d. h. die Krankheit wird vom Doktor aus dem Leibe seines Patienten in das Bild hineingegaubert. Ist dies geschehen, so wird die kleine Strohsfigur in



möglichst unauffälliger Weise an einer Stelle im Gras verborgen, wo sich zwei Fußpfade kreuzen. Wehe nun dem ahnungslosen Wanderer, der das Figürchen mit seinem Fuß berührt! Sofort geht die Krankheit auf ihn über, während derjenige, der ursprünglich daran litt, nun vollkommen gesund ist.

Dudley Kidd erzählt, er habe einmal so ein Figürchen aufgehoben und in seinen Reisefack gesteckt, um es als Karität mit nach Haus zu nehmen. Da hätten ihn aber die Schwarzen hart angefahren und ihm alle möglichen Uebel und Krankheiten prophezeit, falls er es nicht sofort wieder an seinen Platz stelle. Er ließ sich dadurch nicht beirren und nahm das „Schweinchen“ mit, denn nach europäischer Symbolik bedeutet das Schwein Fett, Wohlergehen und Glück. Als er jedoch einige Tage später das Malariafieber bekam, erklärten die Schwarzen mit Genugtuung, da sehe er jetzt die Folgen seines Unglaubens. Hätte er das Schweinchen unberührt an seinem Platz gelassen, so wäre er nicht krank geworden.

Im Beschuanaland hat der Chies ein sehr einfaches Mittel, sich vom Kopfwel zu befreien. Ein Ochse wird von einigen kräftigen Männern auf den Boden geworfen und festgehalten. Der Chies setzt sich auf den Kopf des Tieres, während einige dienstbare Geister Wasser herbeischleppen und es dem hochthronenden Staatsoberhaupt über den Kopf gießen. Alles Kopfwel geht dadurch auf den Ochsen über; dieser selbst wird sodann in den Fluß getrieben und ertränkt, wobei man seinen Kopf, in dem ja nun das leidige Uebel steckt und das dauernd beseitigt werden muß, einige Minuten unter Wasser hält.

Sieht ein Mann im Matabeleland, daß seine Feldfrüchte von einer gewissen Art von Käfern oder Raupen bedroht werden, so sammelt er ein paar Duzend derselben in einem Flaschenkürbis, wirft noch einige Mehren hinein und verbirgt nun das Ganze auf einem Fußpfad, der zum Acker seines Nachbarn führt. Die Folge wird sein, daß all' die schädlichen Tiere sein Feld verlassen und die Wanderung in das des Nachbarn antreten.

Unter den Tieren, welche sich ganz vorzüglich dazu qualifizieren, als Träger von Krankheiten und sonstigen Uebeln zu dienen, nennen die Kaffern in erster Linie die Paviane. Wie die europäische Hexe auf ihrem Besenstiel reitet, so der kaffrische Zauberer auf seinem Pavian. Das Tier ist so flug und tren, daß er es auch als Boten benützen kann, um nächtlicher Weile Vieh und Volk zu bezaubern. Auch die Tigerkaze steht im Dienst des Hexenmeisters, und sieht ein Kaffer in der Nähe seines Kraals so ein Tier herumstreichen, so weiß jedermann, daß auch ein übelgesinnter Zauberer nicht mehr gar ferne ist.

Möglich ist einem richtigen Zauberer natürlich alles; seine Macht ist einfach grenzenlos. Sogar ein Elefant erscheint auf seinen bloßen Pfiff und läßt sich von ihm ruhig die Füße abschneiden. Will er ein Rhinoceros erlegen, so vergräbt er einfach eine Zwiebel im Sand. Kommt das Tier in die Nähe, so ist es außer Stande, noch einen Schritt zu tun, und es abzuschlachten, ist nun das reinste Kinderpiel. Um einen Löwen (mit Asagais) zu erlegen, reichen kaum 100 Männer hin, ein einziger Zauberer aber räumt, wenn er will, die ganze Gegend von den Löwen, und begibt sich mit einem Glauben und einem Vertrauen an sein Werk, die wahrlich einer besseren Sache würdig wären.

Ein Zauberer gräbt die Leichname aus und bringt sie wieder zum Leben. Zuvor aber schneidet er ihnen die Zunge aus und gibt ihnen die Gestalt von Ragen, Nachteulen, Wölfen und ähnlichen freischendenden und heulenden Tieren. Den Auferweckten aber brennt er, um ihnen das Gedächtnis zu nehmen, ein Loch in den Kopf und läßt sie in seinen Gärten arbeiten. Da sie keine Zunge haben, können sie natürlich nicht reden und vor keinem Gericht wider ihn zeugen. Doch die üppigen Gärten und Felder verraten schließlich doch, was geschehen. Dann aber ist es für den Zauberer Zeit, sich aus dem Staub zu machen, denn das Volk würde ihn unnachlässiglich töten.

Die Furcht, wegen Fruchtbarkeit der Felder in den Verdacht der Zauberei zu kommen, ist so groß, daß manche absichtlich die Bestellung ihrer Gärten und Acker etwas vernachlässigen. Denn der Meid hat scharfe Augen, und der abergläubische Kaffer ist leicht geneigt, seinen Konkurrenten der Zauberei zu beschuldigen.

Endlich sei noch bemerkt, daß der Kaffer scharf unterscheidet zwischen Magie und Zauberei. Der Doktor oder Magier ist eine hochangesehene Persönlichkeit, die für ihre Leistung mit klingender Münze bezahlt wird, der Zauberer dagegen ist der größte Schuft, den man sich denken kann, gegen den sich selbst die eigenen Kraalgenossen erheben und der wenigstens verbannt, wenn nicht grausam getötet werden muß. Wohl tut der eine das Gleiche, wie der andere; allein der Doktor ist rechtmäßig dazu autorisiert, der Zauberer ist eine einfache Privatperson. Letzterer treibt seine Kunst eigenmächtig und zu seinem persönlichen Vorteil, er will Macht gewinnen über seine Stammesgenossen, und das in einer unerträglichen Hochmut, ein gemeinschädliches Unfangehen. Der Doktor dagegen handelt im Auftrag seines Chies zum Wohl des ganzen Stammes oder eines unschuldigen Bedrängten. Er schützt und kräftigt durch seine Medizinen das in den Kampf ausziehende Heer und macht die Zaubermittel der Gegner schwach und kraftlos, er gebietet dem Himmel, ruft den befruchtenden Regen herab, vertreibt die schädlichen Gewitter, lenkt den Blitz, heilt die Krankheiten, vertreibt die wilden Tiere und opfert den Geistern der Vorfahren. Kurz, er ist der Priester und Arzt des ganzen Stammes, der Helfer in jeder Not, und steht deshalb im Ansehen beinahe dem Häuptlinge gleich, ja wird zuweilen noch mehr geehrt und gefürchtet als dieser selbst. Daher auch die beständige Eifersucht zwischen den Stammeshäuptlingen und den Doktoren, und der Meid und die Anfeindungen dieser Doktoren untereinander. Selten findet auch so ein heidnischer Kafferndoktor, wenn er irgendein größeres Ansehen oder einen bedeutenden Einfluß auf sein Volk erlangt hat, eines natürlichen Todes.

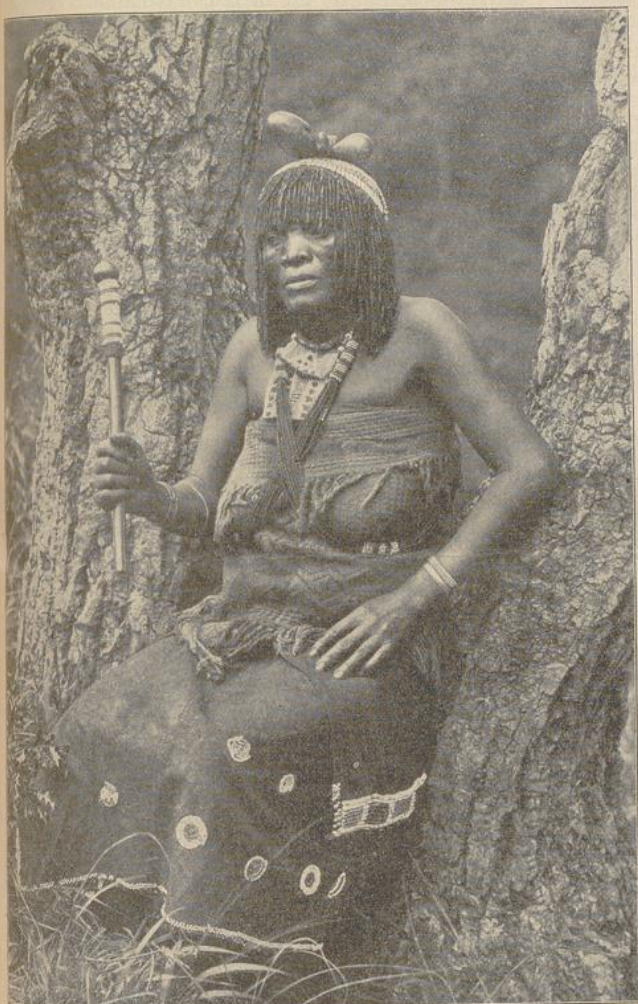
Sehr oft kam es in der alten Zeit auch vor — gegenwärtig getraut man sich aus Furcht vor der europäischen Regierung die Sache nicht mehr so offen zu treiben, — daß ein ganz Unschuldiger, d. h. ein Mensch, der nie den leisesten Versuch dazu gemacht hatte, der Zauberei beschuldigt und öffentlich hingerichtet wurde. Die Sache ist bald erklärt, wenn man weiß, daß durch das Gesetz das ganze Besitztum des Ermordeten, d. h. sein Vieh, sein Land und seine Weiber usw. zur einen Hälfte dem Chies, zur andern dem die Anklage führenden Doktor zufiel. Eine Rechtfertigung oder Gegenwehr gab es in solchem Falle nicht. Der Bedauernswerte wurde einfach als Zauberer „ausgerochen und aufgeessen.“



Damit wollen wir unsere kleine Abhandlung schließen. Mancher unserer Leser hat vielleicht unwillkürlich über die höchst sonderbaren Zaubermittel gelacht, mit denen diese heidnischen „Doktoren“ zu Werke gehen. Zur Ergänzung nennen wir noch: Schlangenfett und Zauberblut, Skorpionenöl und Antilopenhörnchen, Schlangenhäute, Schnecken, Wolfsfleisch und das Fett neugeborner Kinder. Doch fand und findet sich in Europa kein Aberglauben, und sind nicht auffallenderweise die Mittel fast die gleichen? Ich erinnere

mäßig beim Regierungsantritt eines neuen Chieft vor. Unter Umständen sind selbst weiße Kinder vor derartigen Nachstellungen nicht sicher. Als Beweis diene Folgendes:

Ein europäischer Händler wollte einst in einem Fluße ein Bad nehmen und schickte daher seinen dreijährigen Knaben in Begleitung eines Kaffern heim zur Mutter. Doch fehlte, Kaffer und Kind verschwanden spurlos, und alle Nachforschungen der besorgten Eltern nach ihrem armen Kind waren umsonst. Erst später hörte man, daß der Knabe heimlich getötet und der Leichnam zu abergläubischen Zwecken mißbraucht worden war.



Kaffrische Zauberin. (Aus unserer Jubiläumsefestschrift.)

an die bekannte Stelle aus Shakespeares Macbeth, wo im 4. Akt drei Hexen am Kessel stehen und ihren jammervollen Zaubertrank kochen: Wenn auch der geniale Dichter dieses törichte Treiben persifliert, so entrollt er andererseits doch ein getreues Bild der magischen Künste und phantastischen Träumereien seiner Zeit.

So sonderbar diese Sachen und Sächselchen auch klingen, so sind sie doch in Wirklichkeit meist recht harmloser Art. Nur eines ist direkt schlimm und im höchsten Grade verwerflich: die Ermordung des unschuldigen Knaben. Leider ist Kindermord zu abergläubischen Zwecken auch unter den Kaffernstämmen nichts Seltenes. Versuche hiezu kommen fast regel-

mäßig beim Regierungsantritt eines neuen Chieft vor. Unter Umständen sind selbst weiße Kinder vor derartigen Nachstellungen nicht sicher. Als Beweis diene Folgendes:

Ein europäischer Händler wollte einst in einem Fluße ein Bad nehmen und schickte daher seinen dreijährigen Knaben in Begleitung eines Kaffern heim zur Mutter. Doch fehlte, Kaffer und Kind verschwanden spurlos, und alle Nachforschungen der besorgten Eltern nach ihrem armen Kind waren umsonst. Erst später hörte man, daß der Knabe heimlich getötet und der Leichnam zu abergläubischen Zwecken mißbraucht worden war.

## Taubstummen-Unterricht.

Von Rev. P. Koffer.

Mariazell. — In Nr. 3 des Vergeßmeinnicht habe ich voriges Jahr von einem taubstummen schwarzen Heirats-Kandidaten gesprochen und die geneigten Leser gebeten, mir mit Rat und Tat zu Hilfe zu kommen, dem armen jungen Mann die notwendigen Glaubenswahrheiten beizubringen. Ich versprach in jenem Artikel, später wieder etwas über diesen Gegenstand mitteilen zu wollen. Da mir heute eben die nötige Zeit zur Verfügung steht, will ich endlich diesem Versprechen nachkommen. Zunächst drängt es mich, auch auf diesem Wege all jenen Menschenfreunden meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, die damals meinem Ansinnen in so überaus wohlwollender Weise entgegen kamen. Erhielt ich doch aus fachmännischen Kreisen wider all mein Erwarten eine ganze Reihe wertvoller Zuschriften. Am gediegensten war eine längere Abhandlung eines erfahrenen Taubstummenlehrers, der sich die Mühe nahm, sich ganz in meine Lage zu versetzen und mir auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen im Taubstummen-Unterricht eine praktische Anleitung zu schreiben, wie ich ungefähr vorgehen könnte. Auch eine Fachzeitung „Der Taubstummen-Kurier“ wurde mir seit jener Zeit ununterbrochen gratis aus Wien zugesandt.

Der Taubstummen-Unterricht hat im Laufe von Jahrzehnten manche Veränderungen erfahren, und wie ich sehe, ist man bis heute über die bessere Methode noch nicht ganz einig. Darin stimmten jedoch alle Zuschriften überein, daß ich meinen schwarzen Kandidaten ausschließlich mit der Zeichen-

sprache, mit Mienen und Gebärden, unter Zuhilfenahme von Bildern unterrichten müsse.

So ging ich denn endlich daran, nachdem ich mir zuvor nach Möglichkeit ein größeres Bilder-Material gesammelt hatte. Zum besonderen Dank verpflichtete mich hierbei ein Konfrater einer Nachbarstation durch gütige Ueberlassung einer Sammlung biblischer Darstellungen, die mir ganz besonders zu statten kam. Ich will nun einiges zum Besten geben, wie ich es anstellte, meinem schwarzen Heirats-Kandidaten einige der wichtigsten religiösen Wahrheiten beizubringen. Erfahrene Taubstummenlehrer werden wohl darüber lächeln, doch bitte ich, nicht zu vergessen, daß es eben



die ersten Versuche waren, die ich in dem schwierigen Werke machte.

Zunächst suchte ich meinem Schüler beizubringen, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei. Ich legte ihm zu diesem Zweck einen Katalog vor, in dem mancherlei Gegenstände bildlich dargestellt waren. Dann zeigte ich ihm eine, auf dem Titelbild des Kataloges befindliche Photographie und suchte ihm klar zu machen, daß der hier dargestellte Mann all die vielen im Kataloge verzeichneten Gegenstände verfertigt und verkaufe. Ähnlich verfuhr ich mit einem zweiten und dritten Katalog, und ich merkte, daß mich mein schwarzer Schüler recht wohl verstand. Zuletzt zeigte ich mit dem Finger nach oben, (was nach seiner Zeichensprache Gott bedeutet, den er schon kannte), sodann auf verschiedene Gegenstände draußen in der freien Natur; die Sonne, das Firmament, die Berge, die Bäume, das Gras, die Blumen, die Tiere, die Menschen (auch ihn und mich miteinschließend) und suchte ihm dadurch klar zu machen, daß dies alles Gott gemacht habe, der droben im Himmel wohnt. Durch kräftiges Kopfnicken bezeugte er, daß er mich gar wohl verstehe.

Nun ging ich über zur Erschaffung des Menschen. Für diesen Teil des Unterrichts hatte ich mir einen schwarzen Schuljungen abgerichtet. Dieser mußte sich der Verabredung gemäß regungslos auf's Bett legen. Ich betastete nun dessen Kopf, Brust, Hände und Füße, gebrauchte nebenbei die dem Taubstummen schon geläufigen Zeichen für Formen und zeigte zuletzt nach oben, ihm zu verstehen gebend, daß Gott den Leib des Menschen erschaffen habe. Nun mußte ich ihm auch beibringen, daß Gott diesem Leibe eine Seele eingehaucht habe. Ich wählte hiefür die Gestalt eines aus weißem Papier geschnittenen Herzens. Neben mir stand ein großes Bild: die Schöpfung. Ich zeigte auf Gott Vater, nahm das weiße Herzchen (das Bild der Seele) in den Mund und blies es dem noch regungslos auf dem Bette liegenden Knaben in den halb geöffneten Mund. Dieser öffnete nun sofort die Augen, begann schwer zu atmen, die Hände und Füße zu regen, erhob sich und stieg zuletzt vom Bette herunter.

Ich zeigte dann auf ein anderes Bild, Adam und Eva darstellend, und machte ihm klar, daß beide von Gott eine Seele, ein so reines, fleckenloses Herz erhalten haben.

Nun kam der Sündenfall, wofür mir ein gutes Bild zur Verfügung stand. Daß in der Schlange mit dem häßlichen, verzerrten Menschenkopf ein böser Geist stecke, um Eva zum Genuß der verbotenen Frucht anzureizen, hatte er bald erfaßt. Adam und Eva hatten Gottes Gebot übertreten, die erste Sünde begangen; ihr Herz war nicht mehr rein. Ich machte nun auf ein weißes Herzchen einen schwarzen, häßlichen Tintenfleck und legte ihn der Eva auf, ein zweites beschmutztes Herzchen kam auf die Brust Adams. Noch weitere kleinere und größere Flecken auf den schon verunreinigten Herzen sollten andeuten, daß auch später die Seelen des Menschen durch jede Sünde neuerdings befleckt werden.

Ein weiteres Bild, auf dem Gott über die vor ihm knieenden Stammeltern segnend die Hände ausbreitet, stellt die Einsegnung der Ehe dar. Da unser Zacharias — dies der Name des Taubstummen — speziell Ehe-Kandidat war, so knüpfte ich schon hier das Wesentliche vom Brautunterricht an. Dabei kam mir trefflich einer meiner Freunde und Altersgenossen

— er erhielt bei der Taufe den Namen Wilhelm — zu statten, den ich damals privatim zur Taufe und zur Ehe vorbereitete. Die beiden kannten einander schon lange und konnten sich zusammen mit Zeichen trefflich verständigen. So kam es, daß Wilhelm vermittelnd eintrat, wenn ich mit meinen Zeichen und Bildern nicht ganz zurecht kommen konnte. Ferner pflegte Zacharias seinem Freunde wieder mitzuteilen, was er bei mir im Privatunterricht gelernt hatte. Auf diese Weise konnte ich, da mir Wilhelm wieder alles getreulich berichtete, oft in recht erfreulicher Weise die Probe machen, daß er die Sache wohl erfaßt hatte. Namentlich half mir Wilhelm, wenn es galt, dem Taubstummen gewisse Gebote und Sünden begreiflich zu machen.

Als ich in meinem Unterricht zum Buß-Sakrament kam, mußte das Herz mit den Tintenflecken wieder herhalten. Ich zeigte ihm ein Bild, wo der Priester mit der Stola, dem Zeichen der priesterlichen Gewalt, angetan im Beichtstuhle sitzt, und nahm dann selbst eine violette Stola zur Hand. Dann legte ich dem auf dem Bilde dargestellten Pönitenten ein beschmutztes Herz auf die Brust, nahm es wieder weg, fuhr mit der Stola wie reinigend mehrmals darüber hin und legte zum Schluß dem Pönitenten ein neues, reines Herz auf. Wilhelm versicherte mir, daß sein taubstummer Freund dies alles recht gut verstanden habe. Leider wurde ich um jene Zeit auf eine andere Station versetzt, sodaß ich den mit Zacharias begonnenen Kurs nicht ganz vollenden konnte. Ob sich mein Nachfolger des armen Taubstummen mit demselben Interesse angenommen, weiß ich nicht. Auch haben sich seitdem die Heiratsaussichten unseres Zacharias etwas verschoben, und damit wahrscheinlich auch der Empfang weiterer Sakramente. Ich meinerseits würde wenig Bedenken tragen, ihn zum Empfang des hl. Bußsakramentes zuzulassen; auf alle Fälle könnte man ihn condicionaliter absolvieren.

Daß ein Taubstummen-Unterricht, der sich, wie hier, auf bloße Zeichen und Bilder beschränkt, lückenhaft bleibt, ist klar. Wie sollte es z. B. auch möglich sein, einem Taubstummen, zumal einem unzubereiteten, der nicht lesen und schreiben kann, das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit beizubringen? Ihm werden die drei göttlichen Personen wohl immer drei Götter sein. Oder sollten Fachmänner darüber anders denken?

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß, nachdem ich jenen ersten Artikel über den taubstummen Heirats-Kandidaten im Vergißmeinnicht veröffentlicht hatte, auch aus anderen Missionen sich Stimmen hören ließen, daß auch dort der eine und andere Taubstummer zu finden sei. Vielleicht bekommen wir auch hier in Südafrika mit der Zeit ein eigenes Institut, das sich dieser armen Schwarzen annimmt und sie gehörig ausbildet. Das wolle Gott!

### Stephan, der kleine Missionär.

Von Schw. Innocentia.

St. Peter. — Auf einem der vielen felsigen Abhänge des Usambara-Gebirges steht eine einsame Hütte, deren Laubdach bis auf den Boden reicht. Hier wurde einst ein Knäblein geboren, das an der rechten Hand sechs Finger hatte. In den Augen der Neger ist solch eine Abnormität Gegenstand großen Schreckens. Der Fluch der Geister lastet auf den da

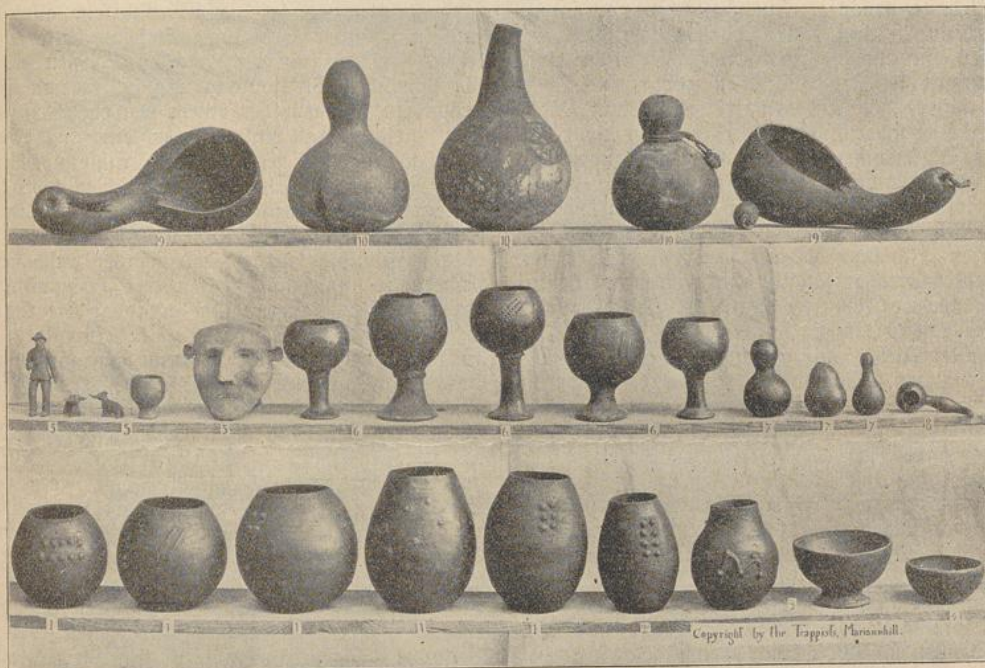


mit Beschäfteten und deshalb müssen sie kurz nach der Geburt erbarmungslos erwürgt werden.

Der Vater des Kindes aber, der nicht umsonst den Namen Mfundawantu, der Menschenfreundliche, trug, zögerte, das hübsche, kräftige Knäblein umzubringen, zumal da die Mutter es vom ersten Augenblicke seines Daseins an überaus lieb gewonnen hatte und sich durchaus nicht von ihm trennen wollte. Doch so ohne weiters durfte er das Kind nicht am Leben lassen. Er rief also einen Wahrsager, gab ihm im Stillen ein hübsches Geschenk und fragte ihn, was in dem Fall zu tun sei. Dieser warf unter dem üblichen

der einen Hand einen Hirtenstab und ein langes Feldmesser als Waffe, in der andern eine Art Zither, stand der kleine Ziegenhirte auf seinem Posten. Unter Tags brachte ihm sein Schwesterchen geröstete Maiskolben nebst etwas Zuckerrohr, damit er nicht hungere. Das war nun allerdings ein armes, rauhes Leben, doch der Kleine fühlte sich auf seinen Bergen glücklich wie ein König. Er scherzte mit seinen Ziegen, sprang mit ihnen um die Wette von einem Felsblock zum andern oder warf sich zuweilen ins hohe Gras und entlockte seiner Zither nach eigener Komposition die prächtigsten Melodien.

### Kaffrische Tonwaren.



1. Ukamba, aus gebranntem, mit Kuhdünger beschmierem Ton zum Biertrinken.
2. u. 3. Umancilshane, (Geizhals) heißen die kleinen Gefäße, weil es gegen die Gastsfreundschaft verstoßt, so kleine Gefäße zum Trinken vorzusetzen.
4. Udiwo, Gefäß für Brei und Sauermilch, für große u. kleine Leute.
5. Umfanekiso (Bild), von kleinen Kindern zum Spielen gemachte Gegenstände aus ungebranntem Ton.

6. Ingeazi, kleine Gefäße für Bier oder Wasser.
7. Amadhr-lo, kleine Dosen aus kleinen Kürbissen für wohlriechende Spezereien und Del.
8. Ein kleines Schöpföffelchen.
9. Große Schöpföffel aus Kürbissen gemacht, namentlich beim Bierkochen gebraucht.
10. Ingobongo, Gefäße aus ausgehöhlten Kürbissen, für Bier, Milch und Wasser gebraucht.

Wesuspokus seine Zauberstäbchen und erklärte endlich: „Der Knabe ist ein Gotteskind, und darf am Leben bleiben!“

Diesmal war der heidnische Zauberspruch wirklich keine leere Formel, sondern volle Wahrheit, wie die Zukunft lehren sollte. Lubua, das Fruchtfeld, — so war der Knabe von seinen heidnischen Eltern genannt worden — wuchs bald zu einem kräftigen, pausbäckigen Jungen heran, und wurde schon frühzeitig von dem Vater, der seine helle Freude an dem geweckten Buben hatte, zum Ziegenhüten verwendet.

Morgens, wenn die Sonne über die Berge heraufgezogen kam, trieb Lubua seine kleine Herde hinaus und blieb den ganzen Tag draußen trotz Wind und Regen, trotz der brennenden Tropenhitze und den vielen Leoparden. In ein Stück Baumwollzeug gehüllt, in

So traf ihn eines Tages unser Katechet. „Lubua“, sagte er zu ihm, „es gibt noch etwas Schöneres als Spielen und Ziegenhüten. Komm zu mir in die Missionschule; da sollst du Lesen und Schreiben lernen. Auch will ich dir viel vom lieben Gott erzählen, der Himmel und Erde erschaffen hat, und der auch dich liebt als wie ein Vater.“

„Gewiß“, erwiderte der muntere Kleine, „das möchte ich alles wissen und lernen und ich will gleich morgen zu dir in die Schule kommen!“

Zu Hause brachte er die Bitte vor, einmal, nur ein einzigesmal die Häuser der Weißen anschauen zu dürfen, was ihm von dem gutmütigen Vater gerne gestattet wurde. So erschien also unser Burschchen kommenden Tags schon in aller Frühe in der Missionschule. Er war Aug' und Ohr für alles, was er da



sah und hörte. Nach dem Unterricht erklärte er dem Bruder: „Ich habe zwar nur für einen Tag die Erlaubnis erhalten, hieher zu kommen, allein ich will für immer bleiben. Ich will vieles lernen und ein Kind Gottes werden. Vater und Mutter werden mir das schon erlauben.“ So blieb also der Kleine in der Missionschule.

Selbstverständlich kamen schon am nächsten Tag Vater, Mutter und Geschwister Lubuas zur Missionsstation gerannt und wollten ihren Liebling wieder haben. Dieser aber hielt sich so tapfer und sprach so begeistert von seinem Verlangen, hier bleiben zu dürfen, daß sie, wenn auch schweren Herzens, schließlich doch ihre Einwilligung dazu gaben.

Lubua blieb also bei uns und machte sich in jeder Beziehung prächtig. Einen Knaben von solcher Gemütsart und solchen Talenten zu unterrichten und zu erziehen, ist ein wahrer Genuß. Er kam buchstäblich unsern leisesten Wünschen zuvor und übertraf weit unsere höchsten Erwartungen. Zum Lohne dafür wurde er aber auch schon ein Jahr nach Beginn seines Katechumenates zur hl. Taufe zugelassen, wobei er den Namen Stephan erhielt.

Ich will es versuchen, in Nachstehendem ein schwaches Bild dieses geradezu musterhaften Schülers zu entwerfen. Ich kann das um so unbedenklicher tun, da unser guter Stephan längst nicht mehr zu den Lebenden zählt, indem er schon im Mai 1905 in ein besseres Jenseits abberufen wurde.

Vor allem liebte unser kleiner Pünktlichkeit und Ordnung. Sobald die Glocke rief, ließ er alles andere im Stich und erschien stets als der erste auf dem Platz. Beim Unterricht war er trotz seines lebhaften Temperamentes die Aufmerksamkeit selbst; kein Wort entging ihm. Ebenso fleißig und treu machte er seine Schulaufgaben. Gab es etwas auswendig zu lernen, so war Stephan stets der erste, der es fließend herjagen konnte, obgleich ihn, was Talent anbelangte, manch anderer Knabe noch übertraf. Seinem Fleiß entsprachen aber auch seine Leistungen: nach zweijährigem Schulbesuch konnte er fließend lesen, und seine Handschrift war so schön und korrekt, daß mancher weiße Knabe, der sieben volle Jahre europäischen Schulunterricht genossen, sich mit ihm nicht messen konnte.

Nicht minder fleißig und geschickt war Stephan bei der Arbeit. Heiter und fröhlich wie zum munteren Spiel eilte er mit der Hacke über der Schulter hinaus aufs Feld und arbeitete hier nach Leibeskräften. Nie hörte ich eine Klage über ihn, im Gegenteil, jeder Arbeitsvorstand war voll des Lobes über den flinken, rasch und sicher zugreifenden Knaben. Jeden Auftrag erfüllte er mit Freuden. Ich hatte oft bemerkt, wie schwer sich die Knaben zu gewissen Mädchenarbeiten wie Schule und Bänke reinigen, den Hof kehren etc. bequemen. Nicht so unser Stephan: oft hielt er ganz allein auch eine zweite und dritte Woche hindurch die Schule in Ordnung, wenn er sah, daß seine Kameraden es nicht gerne tun mochten.

Die Negerrasse im allgemeinen ist bequem und träge. Ernste, strenge Arbeit haßt der Schwarze, er arbeitet nur, wenn es gerade sein muß und dann überläßt er sich wieder dem süßen Müßiggang. Ebenso wenig kennt er unverdrossene Ausdauer und Beharrlichkeit. Nur zu oft hört man ihn jagen: „Ngizaihilwa, ich habe jetzt satt, bin der Sache überdrüssig.“ Ohne Not, Befehl und Auftrag tut er nichts. Von all' diesen Nationalitätsfehlern war Stephan frei. Ihm war

Arbeit und Beschäftigung ein wahres Bedürfnis; was er begonnen, führte er auch aus, und vieles tat er ungeheißt, schon aus Liebe zur Ordnung. Sah er zum Beispiel etwas am Boden liegen, so hob er es auf, desgleichen schloß er ungeheißt die offenstehende Tür. Wollte die Schwester Sakristanin zum „Engel des Herrn“ läuten, so ließ er ihr nicht selten voraus und zog mit sichtlichem Vergnügen den Glockenstrang. Ein ganzes Jahr hindurch besorgte er täglich das zur Mahlzeit der Kinder notwendige Trinkwasser, ohne auch nur ein einzigesmal den Wunsch zu äußern, hierin von einem anderen Knaben abgelöst zu werden. Ging ich zuweilen zum Unterricht oder Krankenbesuch fort, und hatte ich vergessen, einen Knaben aufzustellen, der das Gßzimmer lüfte, in der Schule aufräume usw., so fand ich dennoch bei meiner Rückkehr alles besorgt und in schönster Ordnung. Stephan hatte sofort gesehen, was zu tun war, und ungeheißt die Arbeit übernommen. Wie freute ich mich da jedesmal über den prächtigen Jungen, der einem braven „Heizelmannchen“ gleich überall einsprang, wo eine Lücke war.

In besonders hellem Lichte strahlte namentlich auch seine Nächstenliebe. „Komm, ich will dir helfen“, sagte er z. B., wenn er bemerkte, daß einer seiner Schüler mit einer Arbeit nicht recht fertig werden konnte oder ungeduldig wurde, „wir werden rasch damit zu Ende sein und dann wollen wir zusammen spielen gehen!“ Nicht selten nahm er sogar die Strafen anderer auf sich. So hatte z. B. einmal ein Knabe auf dem Wege zur Kirche geläutet, und sollte nun zwei Handstreiche dafür bekommen. Doch siehe, da stand schon Stephan mit der Rute in der Hand neben mir und bat: „Schwester, bitte, gib mir die Handstreiche! Mir tut das weniger weh.“ — Der eigentliche Sträfling war sonst aus hartem Holze geschnitten, doch wie er sah, daß Stephan für ihn gelassen die zwei Handstreiche entgegennehmen wollte, traten ihm doch die Tränen in die Augen. „Du bist ein guter Knabe“, sagte er, „jezt habe ich dich noch zehnmal lieber, wie zuvor!“

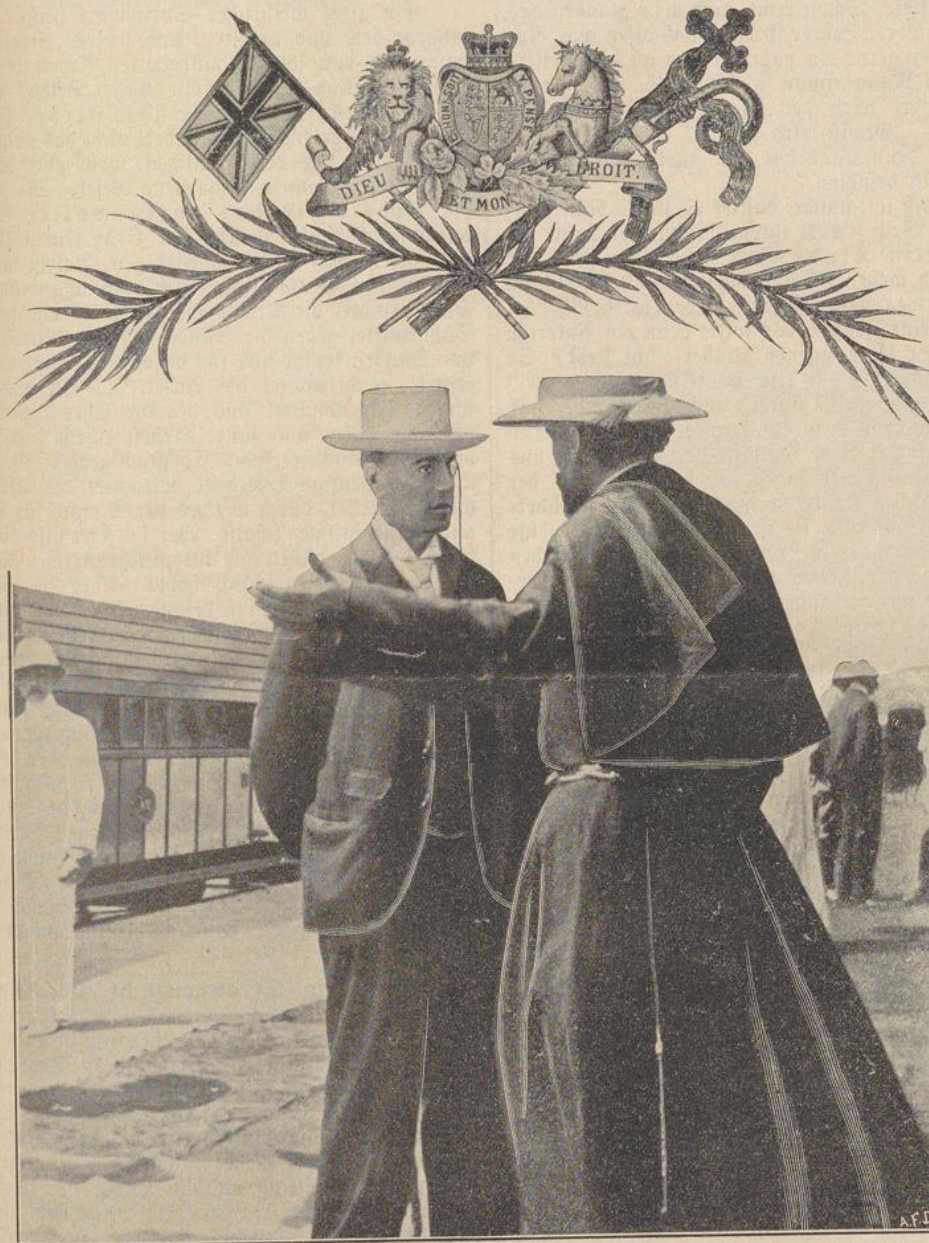
Ich mußte schon wiederholt hören und habe es auch in Büchern gelesen, der Schwarze sei jeder edleren Gefinnung bar, schaue nur auf sinnlichen Genuß und könne, wie das Tier, nur mit der Rute in Zucht gehalten werden. Ich denke, obige Beispiele sprechen entschieden dagegen. Gewiß hat die schwarze Rasse ihre Fehler, und der bloße Polizeistock bringt ihr auch keine edleren Gefühle bei, wohl aber die christliche Religion. Stephan war religiös, und der Glaube war es, der die schönen Gnadenfrüchte in ihm zeitigte. Wie oft ging er unaufgefordert in die Kirche, und mit welcher Sammlung und Andacht kniete er da manche Viertelstunde vor dem Tabernakel! Galt es gelegentlich für einen Vorgesetzten oder Wohltäter einen „geistlichen Blumenstrauß“ zu winden, so war Stephan sicherlich derjenige, der an Gebeten und freiwillig übernommenen kleinen Opfern den reichsten Beitrag dazu spendete.

Bei all' dem war unser kleiner Held keineswegs ein Kopfhänger oder Duckmäuser, im Gegenteil: selten habe ich einen lustigeren Knaben gesehen als ihn. Wilden Lärm und tolle Ausgelassenheit liebte er allerdings nicht, dafür war sein Charakter viel zu tief und nobel angelegt, wohl aber heiteren Scherz und fröhliches Spiel. Auch hier war er tonangebend im Kreise seiner Kameraden und sorgte stets für geziemende Wechselung. Bald war es der Kreisel, oder der Fußball, bald die Flöte oder Zither, die gerade das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, während man ein anderes



mal zur Knallbüchse oder zum Bogenschießen übergang. Die nötigen Spielzeuge verfertigte er immer selbst. Auch Wasserräder, Wind- und Hammermühlen brachte der kleine Tausendkünstler nach kurzer Anleitung fertig.  
(Schluß folgt.)

Nun hielt ich eines Tages in einem Dorfe des Matatiele-Bezirktes, wo es von allerhand Sekten förmlich wimmelt, einen christlichen Unterricht. Meine Zuhörerschaft war ebenso zahlreich, wie gemischt, denn fast jede Sekte war durch einige Mitglieder vertreten. Mit



Zusammenkunft des Bischofs Dr. Emil Allgeyer von Nord-Sansibar mit dem damaligen englischen Kolonialminister Chamberlain in Nairobi, Britisch-Ostafrika. (Aus Vöcken „Um und in Afrika“.)

### Eine verfängliche Frage.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Maria-Linden. — Bekanntlich ist ganz Süd-Afrika voll von protestantischen Sekten der mannigfachen Art. Viele von ihnen haben sich längst vor uns Katholiken hier niedergelassen und nach ihrer Art fleißig an der Befehrung der Schwarzen Afrikas gearbeitet. Selbstverständlich sucht jeder Prediger seinen Anhängern begreiflich zu machen, daß seine Lehre die wahre sei.

Abicht wählte ich daher das Thema: „Die römisch-katholische Kirche ist die allein wahre, von Christus gestiftete Kirche.“ Alle folgten meinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit. Namentlich aber fiel mir ein schon ziemlich bejahrtes Weib auf; sie setzte sich ganz in meine Nähe und schien gleichsam jedes meiner Worte verschlingen zu wollen. Später erfuhr ich, sie sei eine eifrige, zäh an ihrem Glauben haltende Calvinistin.

Nach beendigter Katechese kam sie auf mich zu



mit den Worten: „Moruti (Vehrer), ich hätte dir etwas zu sagen.“

„Nun, das freut mich“, entgegnete ich in der Hoffnung, in ihr ein williges Schäflein gefunden zu haben.

„Vater“, fuhr sie fort, „du hast soeben gesagt, die römisch-katholische Kirche sei allein die wahre, von Christus gestiftete. Schon recht, auch wir glauben das, und manche unserer Lehrer sprechen das offen aus. Nun möchte ich aber gerne ein paar Fragen an dich stellen: Denke dir, ein Mann nimmt sich ein Weib. Was glaubst du nun, Vater, wird der Mann dieses sein Weib lieben?“ — „Gewiß wird er das! Ja, er muß es sogar lieben, denn Gott hat das ausdrücklich in der heiligen Schrift befohlen.“

„Gut, auch ich glaube, daß er es liebt. Nun sieh', Vater, dieses Weib schenkt ihrem Manne im Laufe der Jahre verschiedene Kinder, erst eines, dann zwei und schließlich noch mehr. Glaubst du nun, daß der Mann auch die Kinder seines Weibes lieben werde?“

„Welch' eine Frage! Wo sollt denn ein Vater zu finden sein, der seine eigenen Kinder nicht liebt? So ein Mensch müßte ja gar kein Herz im Leibe haben!“

„Schon gut, mein Vater, auch ich glaube, daß der Mann, von dem ich sprach, seine Kinder liebt. Nun sieh' aber her: Der liebe Gott ist der Vater von uns allen. Ich kann ferner sagen, er habe sich mit der römisch-katholischen Kirche vermählt, er liebt sie überaus, das sehen wir alle, sie ist wie seine Gattin, seine Braut. Nun hat aber die römische Kirche dem lieben Gott im Laufe der Zeiten verschiedene Kinder geschenkt: ich meine die anderen Kirchen: die Lutheraner, die Calvinisten, die Hochkirchler usw. Glaubst du nun nicht, Vater, daß Gott auch diese Kinder seiner vielgeliebten Gattin lieben wird?“

„Das hast du gut eingefädelt, Weibchen, und dein Beweis wäre gar nicht so übel, wenn die römisch-katholische Kirche, wie du sagst, wirklich die Mutter der protestantischen Setten wäre. Nun hat sie aber diese Kinder keineswegs dem lieben Gott geschenkt, die Protestanten haben sich vielmehr gegen die alte Mutterkirche empört, haben ihre Lehre gefälscht und haben sich ganz gegen den Willen Gottes von ihr getrennt. Irrtum und Sünde kann Gott nicht lieben, muß sie vielmehr hassen. Wohl ist es wahr, daß Gott alle seine Geschöpfe liebt, wie auch die katholische Kirche alle ihre Kinder liebt, sogar jene, die ihr treulos geworden sind, den Irrtum selbst aber liebt Gott nicht, und es ist daher sein Wille, daß alle Menschen zur Wahrheit zurückkehren und alle Protestanten wieder treue, gehorsame Kinder ihrer Mutter, der heiligen römisch-katholischen Kirche werden!“ — „Ja, Vater, wenn dem so ist, dann verhält sich die Sache allerdings ganz anders. Das haben wir eben nicht gewußt.“

#### Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J. Arbeit.

Wenn die Menschheit von den ewigen Grundjahren abweicht, dann verfällt sie totlicher in allerlei Irrtümer: Uebertreibung auf der einen, Unterschätzung auf der anderen Seite ist die Folge. So geht es z. B. mit der „Arbeit“, vor allem der Arbeit, die dem Erwerb zeitlicher Güter dient. Der Alt- und Neuheiden ist sie ein Gegenstand der Geringschätzung, den Sozialdemokraten z. B. ist sie wieder der einzige Wertmesser. Den richtigen Mittelweg nimmt die katholische Kirche ein. Zwar macht man ihr gerne den Vorwurf:

In der katholischen Kirche wird die Arbeit nicht genug geschätzt, deshalb sind die Katholiken auch inferior. Die Arbeit allein ist die Quelle des Wertes.

Darauf antworten wir mit dem P. Brors in seinem „Modernes ABC“:

Ein altes christliches Sprichwort heißt: „Ora et labora; bete und arbeite“, und dieses „arbeite“ wird vorzüglich von saurer, mühevoller Arbeit verstanden. Unsere heutige Welt möchte das „Beten“ streichen. Die katholische Kirche hält beides fest. Sie sieht in der harten, sauren Arbeit nicht das ursprünglich gottgewollte Los des Menschen, wohl aber das durch die Sünde allgemein gewordene Gesetz. Sie betrachtet die Arbeit als das gottgewollte Mittel, durch welches der Mensch der Erde seinen Unterhalt und alles zum menschenwürdigen Dasein und zur menschlichen Entwicklung Gehörige abgewinnen soll. Sie betrachtet die Arbeit aber auch als ein gewaltiges Süßnittel gegen die Sünde, als ein Mittel, welches vor Sünden schützt und für begangene Sünden Abhilfe leistet; sie betrachtet die Arbeit als ein höchst wirksames Tugendmittel und als die Ehre des Christen, weil die harte und saure Arbeit durch das Beispiel des Gottmenschen Jesus Christus geädelt ist.

Der heutige Weltgeist betrachtet die Arbeit nur als ein Mittel, durch welches der Mensch für sich oder andere Reichtümer schafft. Wer schätzt also die Arbeit höher? Mich dünkt, die katholische Kirche schätzt und wertet sie unvergleichlich höher. Aber sie schätzt die Arbeit nicht allein, besonders nicht die materielle Arbeit allein. — Dem heutigen Weltgeist ist die Arbeit allein die Quelle des Wertes; sie kennt nur neue Schöpfung von Reichtum als Wert. Die katholische Kirche kennt noch andere Werte; sie gibt auch noch etwas auf Seele und geistige Dinge, und auf Gottesarbeit, auch wenn dieselbe nicht dem Mammon oder dem sinnlichen Genuß dient. Sie reicht eben mit ihrer Schätzung und Wertung in die Ewigkeit hinein und geht nicht auf in bloß zeitlichen Sorgen. Das macht die katholische Kirche und die Katholiken nicht inferior, sondern weit die andern überflügelnd. Wenn zur Wahl steht „die ganze Erde, oder der Himmel und ein Stück Erde weniger“: dann wähle ich unbedingt das Letztere.

#### Ueber die Straußenzucht in Südafrika

enthält das „Ackerbau-Journal vom Kap der guten Hoffnung einige Angaben, die im Hinblick auf die Ausichten, die man sich teilweise auch in Deutschsüdwest von der Straußenzucht verspricht, Interesse bieten. Der durchschnittliche Marktwert für Strauße ist schwer zu ermitteln, weil die Einzelpreise zu große Unterschiede zeigen. Der Preis bewegt sich für einjährige Vögel zwischen 10 Schilling und 50 Pfund, für zweijährige und ältere zwischen 1 Pfund und 200 Pfund. Ungefähr kann man den Durchschnittswert für zweijährige Strauße mit 25 Pfund ansetzen. Im Distrikt Duderhoorn, dem Hauptgebiet der Straußenzucht, berechnet man den Ertrag eines Federschnitts mit durchschnittlich rund 5 Pfund; in zwei Jahren kann man drei Schnitte vornehmen. Die besten Vögel ergeben bei einem Schnitt Federn im Werte von 25 Pfund und mehr, während manche nur für 1 Pfund Federn liefern. Von guten, mit Luzerne gefütterten Vögeln erhält man jährlich Federn im Durchschnittswerte von 8 Pfund. Zur Fütterung von 6 Vögeln braucht man ein Luzernefeld von 1 Morgen (etwa 81 Ar).



# St. Josephsgärtchen.

## Die Flucht nach Aegypten.

Ich sah die hl. Familie wieder im Hause Annas bei Nazareth ankommen. Der Weg von Annas Haus bis zum Hause Josephs ist etwa eine halbe Stunde lang und führt zwischen Gärten und Hügeln hin. Maria und Joseph haben keine eigene Haushaltung; sie werden in allem von Anna versorgt, die oft zu ihnen kommt.

Der hl. Joseph sah ich aus langen, gelben, braunen und grünen Baststreifen Schirme, große Flächen und Decken oben an den Gemächern flechten. Er hatte einen Vorrat solcher geflochtenen Tafeln in einem Schuppen neben dem Hause aufeinander liegen. Er hockt allerlei Sterne, Herzen und andere Muster hinein. Er hatte keine Ahnung, daß er bald fort müsse.

Ich sah Nachts einen leuchtenden Engel vor Josephs Lager treten und mit ihm sprechen. Joseph stand auf, ging mit brennender Lampe vor die Kammer Mariä, pochte an und fragte, ob er nahen dürfe. Ich sah ihn eintreten und mit Maria reden, welche ihren Schirm nicht öffnete. Dann sah ich ihn nach dem Stalle zu seinem Esel und in eine Kammer gehen, worin allerlei Geräte lag.

Maria kleidete sich sofort zur Reise an und ging zu Anna, die in einem anderen Gemache schlief. Ich kann nicht sagen, wie rührend die Betrübniß der hl. Anna war; sie umarmte Maria mehrmals unter Tränen und schloß sie an ihr Herz, als würde sie die Liebe nicht wiedersehen.

Erst kurz vor dem Ausbruch nahmen sie das Jesuskind aus seinem Bettchen. Alle drückten das Kind noch an ihr Herz. Maria hatte einen langen Mantel umgeschlagen, der sie und das Kind verhüllte. Sie tat alles sehr ruhig und schnell und machte nur wenig Zubereitung zur Reise. Ein kleines Bündel und einige Decken war alles, was sie mitnahm. Joseph hatte einen Schlauch mit Wasser und einen Korb mit Töcheln bei sich, worin Brote, Krüglein und auch lebendige Vögel waren. Auf dem Esel war für Maria mit dem Kinde ein Queritz mit einem Fußbrettchen. Es war noch vor Mitternacht, als sie das Haus verließen. Das Jesuskind war zwölf Wochen alt. Ich sah dreimal vier Wochen.

Die hl. Familie zog in dieser Nacht durch mehrere Orte und ich sah sie erst des Morgens unter einem Schuppen ruhen und sich erquicken. Sie hatten auf dem ganzen Weg bis nach Aegypten nur drei eigentliche Herbergen, sonst übernachteten sie auf ihren vielen, mühsamen Umwegen immer in Schluchten, Höhlen und den abgelegensten Wildnissen.

Einmal sah ich die hl. Familie bei einem Balsamstrauche und einer Quelle rasten. An den Zweigen waren Einschnitte gemacht, aus welchen in Töpfchen Balsam träufelte. Das Jesuskind lag mit bloßen Füßen auf Mariä Schoß. Jerusalem war rückwärts zu ihrer Finten ferne auf der Höhe liegend zu sehen.

Als sie an den Mauern von Gaza vorüber gezogen waren, sah ich sie in der Wildnis. Es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich ihre Reise war. Sie zogen immer eine Meile gegen Morgen von der gewöhnlichen Heerstraße entfernt, und da sie die allgemeinen Herbergen mieden, hatten sie Mangel an allem. Oft

hatten sie nicht einmal Wasser, um ihren Durst zu löschen; ein paarmal jedoch wurde ihnen wunderbar geholfen.

Die sechste Nachtherberge sah ich sie in einer Höhle bei dem Berge und der Stadt Ephraim. Die Höhle lag in einer wilden Schlucht, etwa eine Stunde vom Daine Mambre. Maria war sehr traurig und weinte, denn sie litten alle großen Mangel. Sie blieben einen vollen Tag hier, und es geschahen zu ihrem Troste mehrere Gnaden. Ein Engel kam und tröstete sie, es entsprang in der Höhle eine Quelle und eine wilde Ziege kam und ließ sich melken.

In einer sternenhellen Nacht erblickte ich die hl. Familie durch eine sandige, mit niedrigem Busch-



St. Franziskus von Assisi.

werk bedeckte Wüste weiterziehen. Es lag hier eine Menge gefährlicher Schlangen im Kreis geringelt unter dem Laubwerk. Sie nahen dem Wege mit lautem Gezeich und streckten die Köpfe gegen die hl. Familie, die von Licht umgeben, geschützt an ihnen vorüberzog. (Fortsetzung f.).

## Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

War Anna Katharina allein in Wald oder Feld, so rief sie die Vögel herbei, sang mit ihnen Gottes Lob und liebte sie, die sich ihr vertraut auf Arme und Schulter setzten. fand sie ein Nest, so schaute sie mit vor Freude pochendem Herzen hinein und flüsterte den Jungen ihre süßesten Worte zu.

Sie kannte alle Orte, wo sich im Frühling die ersten Blumen zeigten, aus denen sie Maria und dem Jesuskinde Kränze flocht. Ihr helles Auge aber drang noch weiter. Sie selber sagte einmal hierüber:

„Ich habe mich nie wundern können, wie Johannes von den Blumen und Tieren in der Wüste so vieles lernte; denn mir ist schon als Kind jedes Blatt, jedes Blümchen wie ein Buch gewesen, in dem



ich lesen konnte. Bei jeder Farbe, jeder Gestalt und Form fühlte ich ihre Bedeutung und Schönheit. Wenn ich in das Freie kam, konnte ich mich mit allem unterhalten, denn ich schaute in die Blumen und Tieren hinein.

Ich war noch sehr jung, als ich ein Fieber hatte und doch dabei umherging. Die Eltern meinten, ich müsse bald sterben. Da trat ein schönes Kind zu mir und zeigte mir Kräuter, die ich pflücken und essen sollte, um bald wieder gesund zu werden. Ich genoß von den Kräutern und saugte, an einer Decke liegend, den Saft aus der Windenblüte. Ich wurde bald gesund. Die Kamillenblüte liebte ich besonders; ich weiß nicht, was so Süßes und Wunderbares in ihrem Namen liegt.

Wie aber für sie auch die ganze übersinnliche und geheiligte Ordnung der Kirche aufgeschlossen war, erhellt aus folgender Aeußerung:

„Schon als Kind fühlte ich den Klang geweihter Glocken wie Strahlen des Segens, welche, soweit sie reichen, das Schädliche der feindlichen Mächte vertreiben. Ich weiß gewiß, daß die geweihten Glocken den Satan verjagen. Wenn ich in meiner Jugend zur Nachtzeit auf dem Felde betete, fühlte und sah ich oft böse Geister um mich; sobald aber in Koesfeld die Glocken zu den Netten läuteten, empfand ich, daß sie flohen. Ich fühle den Klang geweihter Glocken wesentlich heiliger, freudiger, stärkender und süßer als allen anderen Klang, der mir ganz trüb und dumpf dagegen lautet; selbst die Kirchenorgel lautet ganz kraftlos und niedrig dagegen.“

Noch mehr als den Ton geweihter Glocken empfand Anna Katharina die Sprache der Kirche. Die lateinischen Gebete der hl. Messe und des ganzen Ritus der Kirche waren ihr so verständlich als die Muttersprache, sodaß sie lange der Meinung war, daß alle frommen, gläubigen Menschen sie ebenso verstehen müßten. „Ich habe“, sagte sie einmal, „bei heiligen Dingen nie etwas von einem Unterschied der Sprachen gewußt, weil ich niemals bloß die Worte, sondern die Sache selbst empfunden habe.“

Für die Kraft und Wohltat des priesterlichen Segens besaß sie ein so tiefes, lebendiges Gefühl, daß sie unwillkürlich hingezogen wurde, wenn ein Priester in die Nähe des elterlichen Wohnortes kam. Sie eilte ihm dann entgegen und bat um seinen Segen.

Ungefähr im siebenten Lebensjahre wurde sie mit andern Kindern zur ersten hl. Beichte geführt. Sie hatte sich mit solchem Eifer darauf vorbereitet und war mit solchem Reueschmerz erfüllt, daß ihr auf dem Wege zur Kirche die Kräfte schwanden und sie von den Kindern, welche sie sehr liebten, vollends nach Koesfeld getragen werden mußte. Bei Erörterung des Gewissens war sie von lebhafter Furcht erfüllt, die Eigenliebe und falsche Scham könnte ihr eine Sache verbergen oder bemänteln; darum sprach sie oft zu sich: „Was mir der böse Feind genommen, das mag er behalten. Hat er mir vor der Sünde die Scham genommen, so will ich sie vor der Beichte auch nicht von ihm zurück.“ Die Eigenliebe erschien ihr furchtbarer, als der böse Feind selbst, denn aus ihren innerlichen Anschauungen hatte sie die Ueberzeugung geschöpft, daß wir nicht so tief gefallen wären, hätte nicht Adam die Schuld auf Eva und diese die Schuld nicht auf die Schlange geschoben.

Sie erinnerte sich, einmal mit einem Kinde gezankt und einem andern mit einem Spottreim er-

widert zu haben und war fest überzeugt, daß dies Todsünden seien. Sie beichtete daher dieselben mit so tiefer Zerknirschung, daß sie vor Schrecken glaubte, der Beichtvater versage ihr die Losprechung, als er tröstend sprach: „Kind, du kannst ja noch gar keine Todsünden begehen“, und brach in lautes Weinen aus, sodaß sie aus dem Beichtstuhl getragen werden mußte.

Die Eltern hatten ihr sieben Pfennige mitgegeben, um sich wie die andern Kinder nach der Beichte Weißbrot zu kaufen; sie aber schenkte es einem Armen, damit ihr Gott die Sünden vergeben möge. — Wenn sie später wieder zu beichten ging, gaben ihr die Eltern jedesmal sieben Pfennige zu Weißbrot. Sie kaufte dann solches, aber nicht für sich, sondern brachte es den Eltern nach Hause. (Fortf. folgt.)

### Eine Beichte im Keller.

In einer Versammlung des St. Vinzenzvereins der Stadt Bombay (Indien) erzählte einer der Brüder folgendes Erlebnis:

Nichts geschieht aus reinem Zufalle. Es gibt keinen Zufall, wenn wir die göttliche Vorsehung in Betracht ziehen. Unser Heiland sagt selbst, daß die Haare auf unserem Haupte gezählt sind. Alles dient den Plänen der göttlichen Vorsehung, selbst das Böse, das von Menschen getan wird, und welches Gott zu dem Zwecke benützt, für welchen er es zuließ. Dies zeigt sich deutlich in der folgenden Geschichte, die nicht erfunden, sondern Tatsache ist.

Ein reicher Mann, ein Millionär, wurde von einer Krankheit befallen, die ihn langsam, aber sicher ins Grab bringen mußte. Reichtum erlöst den Menschen nicht von dem Tode, dieser Schuld der Sünde.

Der Tod also nahte sich diesem Manne, der ihm nichts weniger als willkommen hieß. Er glaubte immer noch durch die berühmtesten Aerzte, die ihm sein Reichtum herbeizurufen gestattete, geheilt zu werden. Er hörte deshalb nicht auf den Rat einiger seiner Freunde, die Tröstungen der Religion zu empfangen, welche die Kirche denen erteilt, für die die Welt nichts mehr tun kann. „Jetzt nicht, jetzt noch nicht“, war gewöhnlich seine Antwort, „ich werde noch davon kommen.“

Die Krankheit machte rasche Fortschritte und die Freunde des Millionärs drangen immer mehr in ihn, nach einem Priester zu senden: „Ich bin jetzt zu schwach, morgen, wenn ich mich stärker fühle.“ Am andern Morgen konnte er nicht mehr sprechen und den Rat seiner Freunde nicht mehr zurückweisen.

Sie sandten zu einem Priester und baten ihn, die letzte heilige Wegzehrung einem Sterbenden zu bringen. Der Priester verlor keine Zeit, allein in der Eile hatte man ihm nur die Straße gesagt, in welcher der Kranke wohnte, ohne den Namen oder die Hausnummer anzugeben. Der Priester versuchte sein Bestes, den Ort zu finden. Er fragte von Haus zu Haus. Endlich, ermüdet, dachte er schon daran, wieder nach Hause zu gehen, und dort einen anderen Boten zu erwarten, als er noch ein Häuschen stehen sah, in welchem er noch nachzufragen beschloß. Er trat in einen dunklen Gang und kam an eine halboffene Thür. Er machte sie vollends auf, in der Hoffnung, jemand zu finden, der ihm Auskunft erteilen könnte. Er ging in der Dunkelheit einen Schritt vorwärts, im nächsten Augenblick trat er ins Leere und stürzte eine steile Treppe hinab in den Keller. Er



raffte sich wieder auf und fand, daß er zwar Quetschungen und Schürfungen, aber keine ernstlichen Verletzungen erhalten hatte. Ein kleines Fenster ließ so viel Licht ein, daß er die Treppe finden konnte. Als der Priester den Fuß wieder auf die Treppe setzte, verursachte ihm die Bewegung solchen Schmerz, daß er unwillkürlich laut seufzte. Da vernahm er wie ein Echo seines eigenen aus einer Ecke des Kellers einen anderen Seufzer. Er hielt den Atem an und lauschte, und wirklich, die Seufzer wiederholten sich.

„Ist jemand hier?“ fragte der Priester. Eine schwache Antwort ertönte: „Ja, ein armer Unglücklicher ist hier, der schrecklich leidet und der um der Liebe Gottes willen nach einem Priester gesandt haben möchte.“ Der Priester, dessen Augen sich nach und nach an das Dunkel gewöhnten, sah auf etwas Stroh einen mit Lumpen bedeckten Menschen liegen. Er trat zu dem Unglücklichen heran und sagte gerührt: „Mein Freund, du hast zu Gott gerufen und er hat deine Stimme gehört. Gelobt sei sein Name. Ich bin ein Priester.“

„Wie gut ist Gott“, sagte der Sterbende, „ich weiß, ich bin dem Tode nahe und habe Gott aus dem Innern meines Herzens gebeten, mir einen Priester zu senden, der meine Beichte hören kann.“

Der Priester waltete seines Amtes, hörte die Beichte des Armen, erteilte ihm die Absolution und reichte ihm die hl. Wegzehrung. Dann entfernte er sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, um ihm die letzte Delung und den letzten Segen unserer heiligen Mutter, der Kirche, die Generalabsolution zu erteilen.

Nach Hause zurückgekehrt fand der Priester die Adresse des sterbenden Reichen. Trotz seiner Schmerzen machte er sich sogleich nach dessen Wohnung auf den Weg. Als er dort ankam, war es zu spät. Der arme Reiche hatte seine Beichte auf den nächsten Tag verschoben, und er war gestorben, ohne die Losprechung zu empfangen.

Der würdige Priester begab sich darauf wieder zu dem Armen im Keller, der auf seinem Strohlager die Hilfe Gottes angerufen hatte, eine Hilfe, die ihm so unerwartet zu teil wurde. Mit dem hl. Sakramente der letzten Delung versehen, starb der glückliche Reiche Arme mit Dank gegen Gott, der ihm den Beistand des Priesters noch zur rechten Zeit gesandt hatte.

So sind die Wege der göttlichen Vorkehrung. Wen er beschützt, der steht unter rechtem Schutze; wer ihn verachtet, wird auch vor ihm verachtet werden! „Hüte, wenn ihr die Stimme des Herrn hört, verhärtet eure Herzen nicht!“

## Der Protestant Macaulay über das Papsttum.

Selbst protestantische Geschichtsforscher haben die unverwundliche Lebenskraft anerkannt, welche das Papsttum in den gefährlichsten Lagen stets glänzend bewies, und die Folgerungen daraus für unsere Zeit und die Zukunft zu ziehen sich nicht scheut; obwohl ihnen das übernatürliche Element in der Kirche vorbehalten ist. Von ganz besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Urteil des englischen Historikers Macaulay, der das Papsttum nicht bloß nach seiner religiösen, sondern auch nach seiner politischen Bedeutung betrachtet. Hören wir, was er im Oktoberhefte der „Edinburgher Review“ vom Jahre 1840 schreibt:

„Es gibt nicht und es gab niemals auf dieser Erde eine Institution, die der Aufmerksamkeit des Forschers würdiger wäre, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche vereinigt die zwei großen Epochen der menschlichen Zivilisation. Keine andere Institution hat sich bis heute erhalten, die unsere Gedanken zurückführen könnte zu jenen Zeiten, wo der Opferrauch aus dem Pantheon emporstieg und wo Giraffen und Tiger sich umhertummelten im Flavianischen Amphitheater. Die stolze Königsgelechter sind im Vergleich zur Reihe der Päpste nur von gestern. Diese Reihenfolge können wir zurückleiten ohne Unterbrechung von dem Papste, welcher Napoleon krönte im 19. Jahrhundert, bis zu dem Papste, welcher Pipin im 8. Jahrhundert die Krone aufsetzte. Und noch weit über die Epoche Pipins hinaus erstreckt sich die erhabene Dynastie. In Bezug auf Alter nimmt die Republik von Venedig den zweiten Rang ein. Doch die Republik von Venedig ist dahin, und das Papsttum besteht noch. Das Papsttum besteht noch, nicht im Verfall, nicht als ein bloßes Denkmal aus dem Altertum, sondern voll Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch immer bis an die entferntesten Gegenden der Welt ihre Missionäre aus, die von nicht geringerem Eifer beseelt sind, als jene, die mit Augustin in Kent landeten, und immer noch bietet sie feindlichen Machthabern mit demselben Mute die Stirn, womit sie dem Attila entgegentrat. Die Zahl ihrer Kinder ist größer, als zu irgend einer früheren Zeit. Ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie mehr als entschädigt für die Verluste in der alten Welt. Ihre geistige Herrschaft erstreckt sich über jene ungeheuren Ländermassen zwischen den Ebenen des Mississippi und dem Kap Horn, Ländermassen, welche wahrscheinlich nach Verlauf eines Jahrhunderts eine ebenso große Bevölkerung aufweisen werden, als jetzt Europa bewohnt. Die Mitglieder ihrer Gemeinschaft belaufen sich sicher auf nicht weniger, als 250 Millionen, während es schwer halten wird, zu beweisen, daß alle anderen christlichen Sekten zusammen 120 Millionen ausmachen. Auch deutet gar nichts darauf hin, daß das Ende ihrer langen Herrschaft nahe sei. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Einrichtungen, die jetzt auf Erden bestehen, und wir haben darüber keine Sicherheit, daß sie nicht bestimmt sein sollte, auch das Ende von allen zu sehen. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse seinen Fuß auf Britanniens Boden gesetzt hatte, bevor der Franke den Rhein überschritten, als griechische Veredtsamkeit noch in Antiochien blühte und als Götzenbilder noch angebetet wurden im Tempel zu Mekka. Und sie mag noch in ungeschwächter Kraft dastehen, wenn dereinst einmal ein Reisender aus Neu-Seeland, von einer großen Wüste umgeben, auf den Trümmern eines Wegens der Londonbrücke stehen sollte, um die Ruinen von der St. Paulskirche in ein Album zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römisch-katholische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll. . . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsintflutlichen Königen gebaut sei, und, allein von allen menschlichen Werken, die Wucht der Flut getragen habe. So ist das Geschick des Papsttums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden, aber seine tiefen Grundlagen waren unerschütterlich geblieben, und als die Wasser abgelassen waren, erschien es allein unter den Trüm-



mern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rat von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderte römische Kirche war wieder da.“

Welch' großartige Schilderung aus der Feder eines Protestanten! Ernst von Lasaulx nennt diese Stelle das Großartigste unter allem, was Macaulay je geschrieben.

## Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

### 17. Kapitel. Tschakas Trauer über den Tod seiner Mutter.

Keihen wir nun in unserer Geschichte wieder zu Tschaka zurück. Er wohnte jetzt bei Gibamaregu, dem großen Königskraal, wo er alle alten, zum Kriegsdienst untauglichen Leute hatte ermorden lassen.

Ich selbst hatte wieder Gnade bei ihm gefunden. Er ließ mir eine große, schöne Hütte bauen und gab mir Weiber und Vieh im Ueberfluß. In der Nähe meiner alten, niedergebrannten Wohnung ließ er die Gebeine seiner Mutter Unandi sammeln; und da man sie nicht alle wiederfinden konnte, nahm man von den Gebeinen meiner Weiber hinzu, bis sie vollzählig waren. Tschaka hat dies übrigens nie erfahren.

Hierauf warf man eine große Grube auf und bestattete die Königsmutter in allen Ehren. Zwölf junge Mädchen wurden zugleich mit ihr lebendig begraben, denn die große Königin durfte im Schattenreich nicht ohne Bedienung sein; und ein volles Jahr hindurch mußte eine große Ehrenwache Tag und Nacht bei ihrem Grabe stehen. Endlich erging vom König ein Gebot an's ganze Land: „Das laufende Jahr ist ein Trauerjahr wegen des Todes meiner Mutter, die durch Zauberei elendiglich ums Leben kam. In diesem Jahr darf keine Musjaat stattfinden, keine Kuh gemolken und kein Kind zur Welt gebracht werden. Sollte dennoch ein Weib gebären, so soll es samt dem Kinde und dem Manne getötet werden!“ — Ja, das war ein Trauerjahr im Zululand, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen!

Tschaka selbst ging in jenen Tagen schweren Herzens umher und weinte viel. Alle aber, die um ihn waren, mußten gleichfalls weinen, oft viele Stunden lang. Wehe aber jenem, der nicht weinen konnte! O, wir konnten damals alle weinen. Es war das eine eigene Kunst, die ich vielen lehrte, und die mir als Lohn manch' fettes Stück Vieh einbrachte.

Damals war es auch, daß Tschaka den Hauptmann mit den 50 Mann ausandte, um den verschollenen Umschlopogaas zu suchen, denn meine Erzählung, daß ihn ein Löwe geraubt habe, erschien ihm als eine Dichtung. Welches Ende die Truppe gefunden, ist uns bekannt. Tschaka aber meinte, als von allen 50 auch nicht einer wiedertam: „Das scheint aber ein sehr hungriger Löwe zu sein! Zuerst hat er Umschlopogaas, den Sohn des Mopo, geholt, und nun hat er obendrein alle meine 50 Soldaten aufgefressen!“

Für den nächsten Neumond hatte Tschaka einen großen, allgemeinen Trauertag für seine verstorbene Mutter angelegt. Alle ohne Unterschied mußten da zum Königskraale kommen.

Ich saß bei dem Gefürchteten in seinem Kraal; da legte er seinen Arm um meinen Nacken und sang ganz entseztlich zu stöhnen und zu weinen an über

seine Mutter, die er doch mit eigener Hand ermordet hatte. Ich seufzte und heulte mit ihm, ohne jedoch eine Träne zu vergießen; denn es war Nacht, und ich mußte meine Tränen sparen für den kommenden Tag, wo ich im Angesicht des Königs und seiner Räte weinen mußte viele Stunden lang.

Die ganze Nacht hindurch strömte das Volk von allen Himmelsgegenden zu Tausenden dem Königskraale zu, und alle zusammen heulten und weinten und jammerten, daß man hätte glauben können, die ganze Welt habe sich in ein einziges Trauerhaus verwandelt. Keiner wagte es, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Klagen einzustellen oder einen Becher Wasser zu trinken, denn überall waren Spione des Königs aufgestellt, und der geringste Verdacht an der Echtheit der Trauer brachte den Tod.

Sobald es Tag wurde, erhob sich Tschaka und sprach: „Kommt, Mopo, wir wollen hinausgehen und nach den Trauernden sehen!“ — Wir gingen also hinaus, und hinter uns folgten starke, mit Keulen bewaffnete Männer, gewärtig jeglichen Winks.

So weit man nur sehen konnte, war alles schwarz vom Volk; alle standen da dicht aufeinander gedrängt wie eine zahllose Herde von Schafen. Beim Anblick des Königs hörten sie mit der Totenklage auf und stimmten den Schlachtgesang an, um ihn jedoch bald wieder mit der ersteren zu vertauschen, denn der König ging durch das Volk und weinte laut.

Wie nun aber die Sonne am Himmel höher stieg und die Hitze wuchs, begann die allgemeine Not. Die armen, hart aufeinander gepferchten Leute, die stundenweit hergekommen waren, und die ganze Nacht hindurch geschrien und geweint hatten, verschmachteten beinahe vor Durst und hatten, was das Ärgste war, keine Tränen mehr! Wohl nahmen viele im Geheimen Tabak oder rieben sich die Augen mit Speichel ein, doch zuweilen half alles nichts.

Tschaka aber sprach zu mir: „Jetzt, Mopo, können wir sehen, wer in Wahrheit mit uns trauert und ein zartfühlendes Herz hat, und wer nur ein heuchlerischer Bösewicht ist.“

Wie er so sprach, kam er gerade an einem berühmten Häuptling vorbei; er hieß Zwaumbana, war Chief der Amabovu, und hatte viele seiner Frauen und Untertanen bei sich. Doch der Ärmste, leidend vor Hitze und Durst, konnte nicht mehr weinen! Der König sah es und sprach zu mir:

„Sieh' mal diesen Menschen da an, Mopo! Meine Mutter ist gestorben, und dieses Vieh hat dafür keine einzige Träne! Ja, sagt mir, Leute, habt ihr jemals solch' ein Monstrum gesehen? Der König weint, und dieses Kalb schaut herzlos zu! Ist so ein Mensch noch wert, daß ihn länger die Sonne bescheine? Hinweg mit ihm! Weg mit der ganzen Brut, die keine Träne dafür hat, daß meine arme, gute Mutter sterben mußte durch Hexerei und Zauberkraft!“

Sogleich fielen des Königs Keulenträger über ihn her und erschlugen ihn samt all' den Seinen. — Tschaka aber ging weinend weiter; ich folgte ihm unter Tränen. Da sah er plötzlich einen andern, der soeben heimlich geschnupft hatte. Doch des Königs Augen waren schwarz. „Mopo“, sagte er, „sieh' mal diesen elenden Bösewicht an! Meine Mutter starb durch Zauberkraft, und dieser Hexenmeister da schnupft, um seinen trockenen Augen ein paar erlogene Tränen zu expressen! Ich schaffst mir den Menschen aus den Augen; ich kann solch' herzlose Brut nicht sehen!“ —



Dies alles war aber bloß der Anfang des schrecklichen Gemetzels an jenem Tage. Denn je mehr Blut Tschaka sah, desto wilder, rasender und blutiger wurde er. Doch paarte sich bei ihm die Grausamkeit stets mit List und wohlüberlegter Schlaueit; denn er hatte es in diesen Tagen namentlich auf jene abgesehen, die ihm ob ihrer Macht und ihres Ansehens beim Volke gefährlich werden konnten, und von deren unbedingten Treue er nicht völlig überzeugt war. All' diese suchte er bei seiner Wanderung durch die Wälder förmlich auf, wies dann mit dem Asagai auf sie und sprach: „Schafft mir sie aus den Augen, die herzlosen Leute, die keine Tränen haben für meine arme, durch Zauberei gestorbene Mutter!“

Endlich ging die Sonne hinter den Bergen unter, und Tschaka kehrte weinend in seinen Kraal zurück. — Kaum war er weg, da stürzte das lechzende Volk in wilder Eile dem nächsten Bache zu, seinen Durst zu stillen. Wie viele Kinder und Frauen dabei stürzten und von dem ungestüm nachdrängenden Volk zertreten und zerstampft wurden, weiß ich nicht. Niemand fragte darnach; denn in Tschakas blutigen Tagen galt ein Menschenleben so wenig, als eine Heuschrecke oder ein Frosch im Graben.

Gegen Mittag des kommenden Tages lud mich Tschaka ein, mit ihm ins Freie zu gehen. Mehrere seiner Räte begleiteten uns. Er sprach kein Wort und schaute sich traurig auf meine rechte Schulter.

„Mopo“, fragte er plötzlich, „wie steht es denn mit deinen Landsleuten, dem Langeni-Stamm? Trauern sie wohl auch? Ich habe gestern keinen von ihnen gesehen?“

Ich gab natürlich eine ausweichende Antwort und sprach von dem weiten Weg, den sie von ihrer Heimat bis hieher hätten. Ich wußte aber nicht, daß er auch den Langeni-Stamm zum gestrigen Trauertag geladen hatte.

„Sunde sollten schnell rennen, wenn der Herr sie ruft“, entgegnete Tschaka, und dabei sah ich jenes seltsame Aufleuchten seiner Augen, das ich noch bei keinem Menschen, sondern nur bei ihm beobachtet habe. Ihm besiel mich eine große, peinliche Angst. Ich liebte zwar meine Landsleute nicht, da sie mich grausam aus der Heimat vertrieben hatten, doch ich ahnte, Tschaka habe etwas Schreckliches, ganz Ungeheures mit ihnen vor. Inzwischen waren wir an der Donga des Titiyana angekommen; es ist dies ein mächtiger Wasserkeßel, ringsum von steilen, zum Teil überhängenden Felsenwänden umgeben. Hier setzte sich der König nieder und blickte schweigend in die Ferne.

Da sah man plötzlich eine große Menge Volkes, Männer, Weiber und Kinder, in der Ferne auftauchen. In langer, langer Linie marschierten sie dem Königs-Kraale zu.

„Nach der Farbe der Schilde zu urteilen, ist es der Langeni-Stamm, sind's deine Landsleute, Mopo“, sprach der König.

„Ja, es ist mein Stamm“, erwiderte ich klopfenden Herzens.

Tschaka sandte ihnen sofort Boten entgegen mit dem Befehl, zu ihm nach der Donga des Titiyana zu kommen. Langsam, denn die Frauen und Kinder waren von dem weiten Marsche offenbar sehr müde, bewegte sich der Zug gegen die Höhe zu.

„Wieviel sind es wohl, Mopo?“

„Ich kann es nicht genau sagen, mein Herr und König, denn es sind schon sehr viele Jahre her, daß

ich mein Volk verließ, doch ich schätze die Krieger auf volle drei Regimente.“

„Nun, Mopo, was meinst du, könnten sie wohl alle miteinander dieser Wasserkeßel da unten fressen? Ich wette fünfzig Stück Vieh, sie gehen alle hinein.“

Da ward mir mit einem Schlag der ganze teuflische Plan kund, den Tschaka, der Unmensch, mit meinen Landsleuten vorhatte! Doch, was konnte ich tun? Ich, der Wehrlose, mußte noch gute Miene zum bösen Spiel machen.

Inzwischen kamen die Leute näher und näher. An ihrer Spitze ging müden Schrittes ein Greis mit weißem Bart und Haupthaar; es war Makadema, mein Vater. Als sie in Hörweite gekommen waren, gab mein Vater seinem Volke das Zeichen zum königlichen Gruß, und alle riefen zusammen wie aus einem Mund: „Bayet Inkosi!“ Zu gleicher Zeit fielen alle auf ihre Hände und Kniee nieder und priesen laut den König.

Tschaka hieß meinen Vater freundlich aufstehen mit den Worten: „Steh' auf, Makadema, Fürst des Langeni-Stammes, steh' auf und erzähle mir, warum du zur gestrigen Totenklage zu spät gekommen.“

„Ach, König, die Zeit war so kurz, und der Weg so weit. Dazu begannen die Füße der Frauen und Kinder zu ermatten und wurden wund.“

„Schon gut, schon gut; die Armen sind gewiß recht müde, doch sie sollen bald Ruhe haben! — Sind übrigens alle da, Makadema?“

„Alle, alle, großer Elefant. Unsere Kraale stehen leer, die Herden irren ohne Hirten und ohne Pflege auf den Tristen herum, und die Vögel picken die Körner aus auf den unbewachten Getreidefeldern.“

„O die guten, lieben Leute! Doch sag' mir, Makadema, willst du jetzt nicht ein Stündchen mit mir trauern über den Tod meiner armen Mutter, die so elendiglich umkommen mußte durch Hexerei und Zauberkraft? Gewiß willst du das, d'rum, bitte, stell' dein Volk rechts und links von mir rings um diesen Abgrund auf, du selbst aber steige, soweit du kannst, in die Tiefe hinab und beginne daselbst die Totenklage.“

Makadema, mein Vater, tat, wie ihm geheißen. Weber er, noch irgend einer seines Volkes ahnte, was Tschaka damit wollte; ich aber kannte seinen verruchten, boshaften Plan. Ach, ich sah von meinem armen Vater nur noch aus dunkler Tiefe seine schneeweißen Haare schimmern und hörte dann, wie der Greis mit hohler, halbgebrochener Stimme die Totenklage begann:

„Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

Und all die Tausenden rings um den schrecklichen Abgrund riefen ihm mit Donnerstimme nach: „Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

„Traure, Langeni-Stamm, traure mit dem ganzen Sululand!“

„Heulet, ihr Krieger, weinet, ihr Weiber, zerrenset das Haupthaar und schlägt an eure Brüste, ihr Jungfrauen, und stimmt auch ihr, meine lieben Kinder, mit zarter, heller Stimme ein in die große, gemeinsame Totenklage!“

„Die Mutter des Sululandes ist tot, einjam trauert in Tränen der König!“

„Nacht und Todes Schatten lagern über der Erde, verlassen gehet der Sulu-Löwe einher. Was mag ihn trösten? Trösten möge ihn die gemeinsame Totenklage all seiner Kinder. O weh! — weh! — weh!“

So sang mein alter Vater in der Tiefe der Schlucht, so antwortete in tausendfachem Echo sein ganzes Volk



rings um den schrecklichen Abgrund. Zuletzt fing es in dicken Tropfen zu regnen an. Es war, als weine selbst der Himmel mit allen Erdenkindern, und in das Rollen des Donners mischten sich die Klageklänge der Männer, Frauen und Kinder des ganzen, großen Langeni-Stammes.

Tschaka aber saß ruhig da, das Gesicht in beide Hände gestützt, und weinte. Er weinte überhaupt leicht, so oft er Gesang oder Musik hörte. —

Doch halt! Was ist denn das? Siehe, da tauchen plötzlich von allen Seiten ganze Regimenter von Kriegern auf! Bunte Federn wallen auf ihren Häuptern und in ihren Händen ist ein Wald von Speeren. In wenigen Augenblicken haben sie den ganzen Langeni-Stamm rings umschlossen! —

Da ging den Armen eine furchtbare Ahnung auf. Entsetzt schrie das ganze Volk, zumal die Kinder und Frauen, um Erbarmen!

Tschaka aber flüsterte mir leise ins Ohr: „Hörst du es, Mopo? Siehe, jetzt kommt ihre Totenklage aus dem Herzen; vorhin war das ganze bloßer Schein, eine leere Komödie. Jetzt wird's Ernst!“

Ja, es wurde Ernst, grausamer Ernst. Unerwartet drangen die Soldaten mit ihren Speeren vorwärts — und die wehrlosen Männer, Frauen und Kinder stürzten wie ein Wasserfall weinend und schreiend in die entsetzliche Tiefe hinab. —

O mein Vater, verzeihe, wenn ich ein wenig in meiner Erzählung innehalte. Es tauchen alte Erinnerungen in meiner Seele auf und neuerdings muß ich bitterlich weinen über den Tod meines greisen Vaters

und all meiner Landsleute an der schrecklichen Donga des Tatiyana. —

So also endete der Langeni-Stamm, und so nahm Tschaka Rache für die Schale Milch, die man ihm vor vielen Jahren, da er noch ein Kind war, verweigert hatte.

„Du hast deine Wette verloren, Mopo“, sagte der König zu mir. „Siehe, die Donga ist nicht ganz voll; es fände da noch jemand Platz, um in Stille auszuruhen von den Beschwerden dieses Lebens. Ist denn wirklich niemand mehr übrig vom Langeni-Stamm, gar niemand mehr?“

„Ja, mein Herr und König, einer ist noch übrig; ich selber bin es und ich bin recht gerne bereit, jenes Plätzchen da unten auszufüllen.“

„Nicht doch, Mopo, nicht so; du bist mein treuer Hund, und ich habe geschworen, dich nicht zu töten. Aber wie steht es denn mit deiner Schwester, Mopo, mit Baleka?“

„Ach, sieh, da kommt sie schon!“

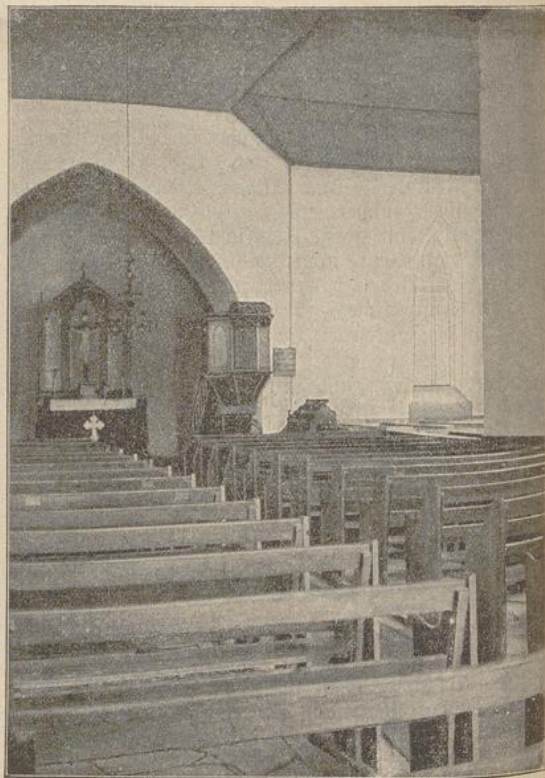
Ich schaute auf und sah Baleka, von zwei Soldaten geführt, daherkommen. Hoherhobenen Hauptes, stolz wie eine Königin, kam sie daher; um ihre Schultern trug sie eine Decke aus den Fellen tigerähnlicher Wildkazen.

„Wie lautet des Königs Befehl?“ fragte sie juchlos. — „Du kommst zu guter Stunde, meine Schwester“, erwiderte der König. „Sieh, ich habe mit Mopo eine Wette eingegangen, daß diese Donga da unten den ganzen Langeni-Stamm fassen würde. Mopo wollte das nicht glauben. Seine Landsleute aber stürzten



Altes Burenpaar aus Reddersburg (Oranje-Freistaat).  
Recht charakteristisches Bild, das nur insofern von der Regel abweicht, als die Buren im höheren Alter meist sehr corpulent sind.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.



Das Innere der ältesten Kirche des Oranje-Freistaates in Bethanien.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.



sch, sobald sie von der Wette hörten, mit Freuden hinab. Wie nun dein Bruder sah, daß noch ein Plätzchen übrig sei, erinnerte er mich an dich, seine und meine Schwester. Was sagst du dazu, Baleka? Uebrigens darfst du nochmals mit Mopo reden und zwar ganz im Stillen, — so still wie ihr zwei damals mit einander gesprochen habt, als du — einem Kind das Leben gabst!" —

Da richtete sich Baleka hoch auf und rief dem König die Worte zu: „Verflucht sollst du fortan sein, Scheusal des Menschengeschlechtes! Kein Auge sollst du mehr schließen können bei Tag und Nacht und schredliche Traumgeichte sollen dich ängstigen von allen Seiten! —

Ich sah, wie Tschaka bei diesen Worten ängstlich zusammenfuhr. Dann bedeckte er das Angesicht mit beiden Händen, als wolle er die Schreckbilder abwenden, die schon auf ihn einzustürmen begannen.

Mich aber nahm Baleka bei der Hand, führte mich abseits und sprach: „Mopo, vielgeliebter Bruder, nur wenige Augenblicke habe ich noch zu leben. Sieh, es ist alles eingetroffen, wie ich es vorhergesagt. Nun habe ich nur noch eine Bitte: Mopo, schwöre mir, daß du Rache nehmen willst an Tschaka! Willst du deinen greisen Vater, deine vielen Stammesgenossen und auch mich, deine Schwester, an diesem Ungeheuer rächen?"

„Ja, das will ich, Schwester; ich schwöre es dir!“

„Noch mehr; Mopo, willst du, nachdem du Rache genommen, von hier fortgehen, um meinen vielgeliebten Sohn Umischlopogaa aufzusuchen und ihm die letzten Grüße seiner Mutter überbringen?“

„Auch das will ich tun, Schwester.“

„Und nun, Mopo, lebe wohl! Wir haben einander immer geliebt, wie nur Bruder und Schwester sich lieben können. Ich gehe jetzt fort in ein fremdes Land; möge Unkulunkulu geben, daß wir dort drüben uns wiedersehen! — Es rufen mich die Geister meines Volkes, — ich muß zu ihnen, — hinieden ist alles uns!“ —

Das Weitere zu erzählen, woldest du mir, mein Vater, gütigst erlassen. (Fortsetzung folgt).

### Naturwunder oder alles Erschaffene lobet den Herrn.

Für die gesamte Tierwelt zeigen sich zwei kennzeichnende Erscheinungen, welche uns einen tiefen Blick in das geheimnisvolle Walten der „Natur“ gewähren — die Schutz- und Zweckmäßigkeitsfärbungen (Mimicry) und die rückgebildeten (rudimentären) Organe. Erstere sind durch Anpassung des um sein Dasein kämpfenden Organismus, der im Laufe der Generationen stetige Zweckmäßigkeit erringt, entstanden, letztere lassen sich nur durch das Walten der Vererbung befriedigend erklären. Je nach dem Aufenthaltsorte stimmen die Färbungen der Tierkörper mit der Umgebung überein, einförmig in der Wüste, schneeweiß in den Polarregionen und prächtig schillernd im kurzen Sommer über den Wendekreisen sowie im stets günstigen Tropenklima unserer Erde. Nach übereinstimmenden Berichten der Reisenden ist beispielsweise der uns so auffällig gefärbte Tiger mit den bunten Querstreifen in den Schilfdickichten der indischen Dschungel, deren Boden mit rotbraunen Stengeln verborster Pflanzen in Kreuz und Quer bedeckt ist, kaum von seinem Lager zu unterscheiden, wie anderseits Gi-

bedessen und Schlangen sich so unkenntlich an Baumäste und Gestein schmiegen, daß sie nicht selten der Fuß des Wanderers streifen könnte. Neben der einfachen Schutzfärbung, die ja noch die Form des Tierkörpers unbeeinflusst läßt, geht die Anpassung der Gestalt bei Käfern, Schmetterlingen, Heuschrecken, Fischen und Krustentieren; mannigfach sind da Formveränderungen durch Verzerrungen und willkürliche Verbildungen des Körpers, der dünnen Nester, Blättern, Pilzen, Steinen u. a. gleicht, so daß die Tiere auf ihren Nährboden selbst dem suchenden Forscher lange unsichtbar bleiben. Noch eine Zweckmäßigkeitserscheinung muß hierbei Erwähnung finden, nämlich die Annahme einer Maske, indem ein an sich harm-



Abb. 1. Pflaunenaugen. Ein Stück Fell vom Leopards.

loses Tier — ein Schmetterling oder ähnliches — sich den Anschein eines von seinem Feinde oder Nachsteller gefürchteten oder zumindest gemiedenen Wesens gibt und derart im Falle einer Verfolgung dem Verderben entgeht. Diese Nachahmung des von seinen Feinden Gemiedenen ist für den Nachahmer vorteilhaft im Daseinskampf; deswegen hat sich die Fähigkeit ausgebildet und einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erlangt durch fortschreitende Anpassung von Generation zu Generation.

Vornehmlich finden wir beide Formen von Schutzfärbung — Nachahmungs- und Abschreckungsmimicry bei den Sinnbildern von Lebenslust und Genußfreudigkeit, den bunten Schmetterlingen aller Breiten. Man kann den Schmetterling, auch wenn er nicht zu den buntesten gefärbten Faltern dieser gefälligen Insektenklasse gehört, infolge seiner empfindlichen Farben, der auffälligen und zarten Unterscheidung in Zeichnung, Flügelchnitt und -stellung, sowie in der Anpassungsfähigkeit wohl als das feinste Reagens annehmen, welches zur Erforschung der in dem Walten der Natur



wirkenden Wechselbeziehungen geradezu herausfordert. Manch eifriger Schmetterlingsjäger mag schon zu oft zu seinem Acker erfahren haben, wie täuschend die verfolgten Falter ihre Umgebung, einen Ast, ein dürres Blatt, einen moosigen Stein u. dgl. nachzuahmen vermögen, um dann um so sicherer ihren Verfolgern zu entweichen.

Die Auszählung jener Arten, die speziell nur bestimmte Gegenstände der Umgebung nachzuahmen vermögen, würde an sich allein Seiten füllen, so umfangreich ist ihr Gebiet.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den artenreichen Käfern mit ihrem verwirrenden Reichtum der unglaublichen Formen; auch sie liefern uns außerordentlich viele Beispiele von Mimicry — die Prachtkäfer in ihren grünen und schwarzen Beschleichungs-farben, die Rüsselkäfer und Pillendreher durch ihre gelungene Nachahmung von Erdstrichen und Kotpillen,

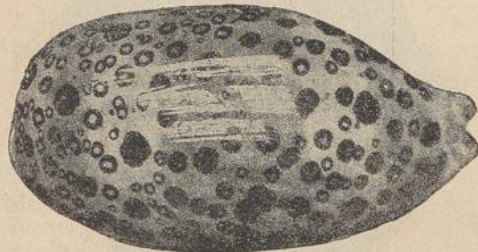


Abb. 4. Pfauenaugen bei einer Meeresmuschel.

die Schild- und Blattkäfer sogar durch Vortäuschung von funkelnden Taupropfen.

Nun ist ein Uebergang von den Schutzfärbungen im engeren und weiteren Sinne zu den Zweckmäßigkeit- und Nützlichkeitfärbungen der Tiere in erster Reihe angezeigt. Man fragt sich mit Recht, zu welchem Zwecke, in welcher Absicht die Natur den Tieren verschiedene Färbungen und oft auf den am allerweitesten getrennten Gebieten wiederkehrende Zeichnungen zugeeignet hat. Bei den überwiegenden Massen der Tiere vom Säugetier höchster Organisation ausgehend bis zum Weichtiere erscheint fast immer das stärkere Männchen — vornehmlich in der Liebeszeit, welche nicht selten das ganze Leben des Eintagsdaseins ausfüllt — prächtig gefärbt, ausgezeichnet mit einigen hervorragenden Stellen verschwenderischer Farbenfülle, wogegen das Weibchen einfarbig ist und nicht viel des Bemerkenswerten bietet. Die Natur bezweckt damit wohl ohne Zweifel die Förderung in der Annäherung und weiteren Aufgabe der Geschlechter zur Erhaltung und Verbesserung der Art; wir sehen im Tierreiche immer das schönste und kräftigste Männchen als Sieger und Herrscher und die natürliche Zuchtwahl ist die Grundlage für den Naturzweck.

Im Laufe der Jahrtausende haben sich ohne Zweifel innerhalb einer Art gewisse Vorzüge der Gestalt, der Färbung und anderer hervorstechender Eigenschaften immer weiter im günstigsten Sinne ausgebildet, bis jene Formen entstanden sind, welche wir heute als die vollendetsten einer bestimmten Art bewundern und schätzen. Ein klassisches Beispiel aus der Entwicklungsgeschichte ist der Pfau, dessen Schwanzfedern den charakteristischen, bunt und prächtig schillernden Augenfleck tragen, der als „Pfauenauge“ ähnlich sich in den weiteren Kreisen des Tierreiches wiederfindet, gleichsam als hätte die Natur, wie man sich dies — natürlich

in nicht wissenschaftlicher Weise — vorstellt, gleichsam als bewußt schöpferisches Wesen ein ihr Gefallen erregendes Werk durch Wiederholung verherrlichen wollen, wie eben der Pfau vielleicht als prächtigster Vogel ein Meisterwerk vor allen übrigen sein sollte. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich wahrscheinlich in der aufsteigenden Reihe der Ausbildung der Individuen von Generation zu Generation aus einem unscheinbaren Fleck ein irisierender Kreis, um den sich neue Ringe von steigender Pracht der Färbungen fügten, bis endlich nach so und so viel Generationen der Pfau so entstanden war, wie wir ihn heute zu sehen als alte Tatsache hinnehmen. Die Phasen der Bildung sind so deutlich unterschieden, daß man die einzelnen Farbringe eines „Pfauenauges“ in der Feder mit Hilfe der Photographie als Serienbildchen darstellen kann, aus welchen sich mit dem Kinetograph wieder künstlich das volle Pfauenauge auf einen Schirm zaubern läßt.



Abb. 2. Pfauenaugenähnliche Zeichnung bei einer Schmetterlingspuppe.

Mit dem wissenschaftlichen Namen „Ocellus“ bezeichnet, hat man die Erscheinung des Pfauenauges durch alle Gegenden des großen Tierreiches verfolgt und dafür Gründe gesucht, warum gerade diese Zeichnung so oft anzutreffen ist. Der Leopard trägt ringartige Flecken wie der Jaguar und der Ocelot, gewisse Fische, wie in erster Reihe der amerikanische Sonnenfisch, tragen dies Merkmal in auffälligster Weise in Größe und Farbenfülle und die Nachtfalter, wie Nachtpfauenauge u. a., haben gar davon ihren Namen



Abb. 3. Pfauenaugen bei einem Schmetterling.

erhalten. Manche Puppen von einheimischen und tropischen Faltern zeigen uns gleicherweise die Zeichnung des Pfauenauges. Vielleicht hängt die Ausbildung der Zeichnung auf manchen Tierkörpern mit uns unbekannten Lebensvorgängen im Organismus der bestimmten Wesen zusammen, da wir füglich keine Personifikation der „Natur“ annehmen dürfen, sondern jeder Wirkung auch die entsprechende Ursache zugrunde legen müssen. Solcherart nimmt die zeitgenössische Wissenschaft an, daß die Ring- und Augenzeichnung zu den Schutzfärbungen zu rechnen ist. Vornehmlich



bei den Vögeln mag die Annahme gelten, daß die erwähnte Zeichnung zur Zierde in erster Reihe dient, da hier die Flecken und Punkte ebenso wie die Bögen und vollen Ringe zur Paarungszeit in vollster Pracht glänzen, um das Gefallen der meist kälter veranlagten Weibchen zu erregen. Daß hierbei der in vielen Farben prangende Augenfleck das geeignetste Mittel ist, steht außer aller Frage, zumal ja der gurrende Pfauhahn seine charakteristischen Vorzüge am deutlichsten entfaltete, wie wir dies ähnlich nur noch bei dem Argus-Indianer antreffen. Bemerkenswerterweise leben die Hühner dieser Japanerart als Klausner einzeln in höhlenartigen Unterschlüpfen und kommen nur zur Liebeszeit auf die anrainenden Wiesen, wo sie einen eigenartigen Tanz zur Anlockung der Hennen aufführen und dabei die prächtigen Augenflecken ihres Gefieders zum Ansporne ihrer Hennen entfalten, daß es nur so von Farben glänzt.

Schon die Tatsache, daß hier ebenso wie bei manchen Fischen nur die männlichen Tiere mit der mehr oder minder prächtigen Zeichnung ausgestattet sind, berechtigt zur Annahme, daß es sich in diesen Fällen um die Zweckmäßigkeit allein handelt. Anders hingegen liegt die Sache bei den Insekten, und da besonders bei den Schmetterlingen; hier ist sie Schutz- und Abwehrmimicry bei dem Falter sowohl wie schon bei der Puppe, um den Angreifer durch eine abschreckende Erscheinung in die Flucht zu jagen. Die mit einer Augenzeichnung ausgestatteten Puppen oder Raupe ahmen eine Schlange nach, wenn sie ruhen oder Nahrung nehmen, nur um dies ungestört von mordlustigen Feinden tun zu können. Bei vielen Insekten sehen wir die Schutzfärbung nur während eines besonderen Entwicklungsstadiums ausgebildet und vorher und nachher bedeutend abgeschwächt, beziehungsweise ist die Zeit, zu der der Falter die Puppenhülle verläßt, eine kritische, da dann viele Vögel und Kerfe auf den Augenblick, da der fertige Falter nach vielleicht monatelanger Haft noch weich und schwach sich der harten Chitinhülle entringt, lauern, um sich den fetten Stoff zu sichern. Tritt da bei dem jungen Lebewesen

eine Phase von Mimicry ein, so rettet dies ohne Zweifel das junge Tier vor einem jähen Tode, bevor es noch seinen Lebenszweck erfüllt hat.

Nicht selten ist die Ringfärbung bei allen Muscheln zu finden, die zur Erhaltung ihrer Art dieses Schutzes bedürfen; dann gleichen sie ihrer Umgebung, während sie dem Laien als schön gezeichnete Muscheln nur als

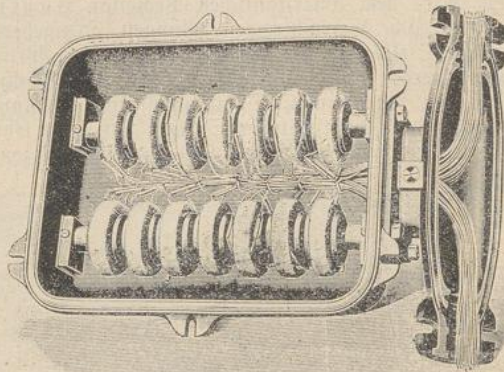


Abb. 1. Kasten mit Puppenspulen.

Larve der Natur vorkommen, mit der nicht tieferer Bestimmung im Lebenszwecke verbunden sein kann. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß sich auch im irdischen Leben Zweckmäßigkeit und Schönheit vereinigen können, um den Geschöpfen nützlich im Kampfe ums Dasein zu werden, da wir auf den meisten Gebieten neben dem Reichtum der Formen der verschiedenen Geschöpfe keineswegs jene Neußerlichkeiten vermissen, die wir mit dem Ausdruck „schön“ bezeichnen.

### Das Fernsprechkabel durch den Bodensee.

(Das erste mit Puppenspulen ausgerüstete Seilkabel.)

Das Problem, auf große Entfernungen oder gar über das Weltmeer oder einen völkertrennenden See



Abb. 2. Oberleitung mit Puppenspulen ausgerüstet.



Abb. 3. Einlegen des Kabels in die Eisenbahnwagen.



sich zu unterhalten, grenzt ans Märchenhafte. Der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe ist nicht nur theoretisch getan, sondern auch in der Wirklichkeit ausgeführt worden. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß man die sogenannte Selbstinduktion der Leitung erhöhen muß, um die Lautwirkung auf einem langen Fernsprechkabel zu verstärken, aber erst vor einigen Jahren ist es dem amerikanischen Professor Pupin durch theoretische Betrachtungen gelungen, anzugeben, an welcher Stelle das Fernsprechkabel in dieser Weise verändert werden muß. Die Theorie gibt eine Gleichung für den sogenannten Dämpfungsfaktor. Naturgemäß wird die Intensität der Sprache auf einer sehr langen Leitung mehr geschwächt als auf einer kurzen.

die Sprechfähigkeit einer Leitung bedeutend erhöhen, wenn man ein Mittel hätte, sie über die ganze Leitung für die Selbstinduktion zu vermehren.

Pupin zeigte, daß eine solche stetig verteilte Selbstinduktion nicht notwendig sei, sondern daß man denselben Effekt erziele, wenn man an einzelnen Stellen, welche richtig gewählt sein müssen, spiralförmig aufgewickelte Drähte in die Leitung einschaltete. Eine Einschaltung solcher Spulen an anderen Stellen, als Pupins Theorie lehrt, ist für die Sprechfähigkeit schädlich und vermindert dieselbe.

In richtiger Erkenntnis, daß diese Entdeckung Pupins für die Praxis von hohem Wert sein werde, bemächtigte sich die Firma Siemens & Halske

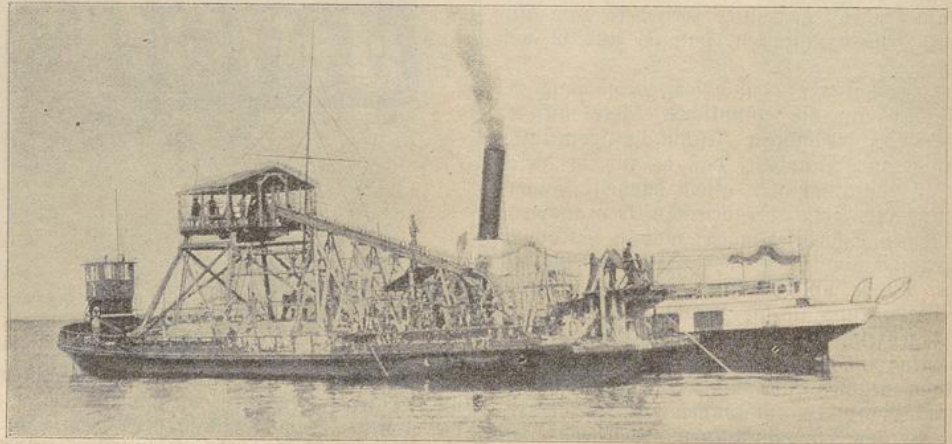


Abb. 4. Verlegung des Kabels auf dem Bodensee.

Daß diese Abschwächung mit dem Widerstand der Leitung wächst, ist klar, ebenso wird die Kapazität derselben, d. h. das Vermögen, Elektrizität zu absorbieren, eine Verminderung der Sprechleistung herbeiführen. Aber noch eine dritte Größe spielt in dem mathematischen Ausdruck für die Dämpfungskonstante eine Rolle, und da sie im Nenner auftritt, so wird ihre Vergrößerung den Ausdruck selbst verkleinern. Diese Größe ist die Selbstinduktion. Wie ein vom Strom durchflossener Draht auf einen benachbarten einwirkt und in ihm durch Induktion einen Strom erzeugt, so wirkt auch jedes Leiterstück auf jedes benachbarte Stück desselben Leiters ein, wenn dasselbe in seiner Nähe vorbeigeführt wird. Letzteres erreicht man am besten, wenn man dem Draht die Gestalt einer Spirale gibt, daher nennt man solche Drahtspulen Selbstinduktionsspulen und man würde

derselben und ging tatkräftig ans Werk. Zunächst baute sie eiserne Kästen, in denen die sogenannten Pupin-spulen, welche zur Erhöhung der Selbstinduktion dienen sollten, untergebracht waren. Diese Kästen ließen sich nur bei unterirdischen Kabeln verwenden (Abb. 1); auch Oberleitungen (Abb. 2) wurden später mit Pupin-spulen ausgerüstet, aber Seekabel in dieser Weise zu vervollkommen, daß auf ihnen das gesprochene Wort weithin vermittelt werden kann, war bis jetzt noch nicht gelungen. Die Umhüllung, die das Kabel einerseits elektrisch isoliert, andererseits dasselbe vor mechanischen Verwüstungen, welche ihm auf dem Meeresgrunde drohen, schützt, mußte die angebauten Spulen mit umgeben, ohne das Kabel an einzelnen Stellen wesentlich zu verdicken. Abbildung 3 zeigt die Einlegung des Kabels in die Eisenbahnwaggons, deren sieben nötig

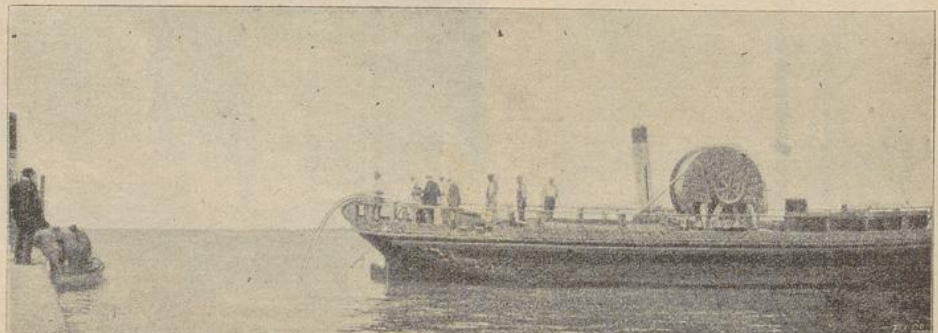
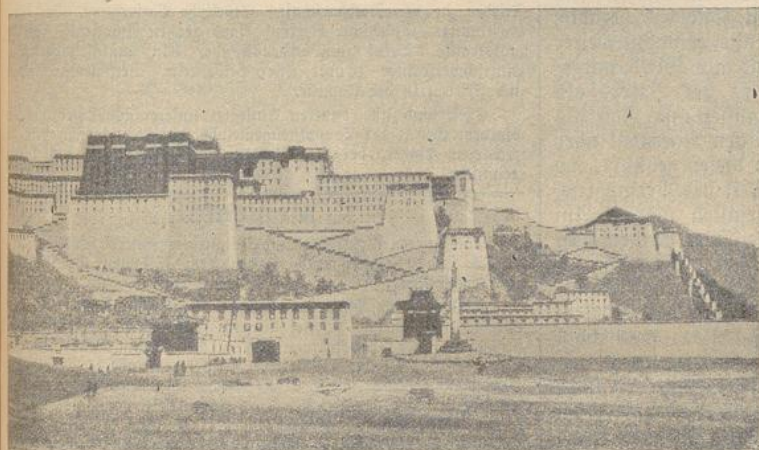


Abb. 5. Ankunft des Kabeldampfers in Romanshorn.



wären; das Stück, welches eben in den Waggon gebracht werden soll, enthält die Verstärkungsspulen und zeigt die geringe Vergrößerung des Durchmessers des Kabels.

Die Länge des Kabels beträgt 12 Kilometer, welches einem bedeutenden Wasserdruck, der an den tiefsten Stellen 25 Atmosphären beträgt, Stand halten muß. Das Kabel wurde deshalb mit einer Stahldrahtspirale umgeben; dieser Schutz gegen den Wasserdruck ist naturgemäß an den beiden Stellen in Friedrichshafen und Romanshorn, wo das Kabel in die Fernsprechkäbte einmündet, nicht nötig. An den Ufern muß das Kabel ganz besonders mit dicken Eisenbrähten geschützt sein, weil es dort durch schleppende Anker und die Brandung viel mehr der Zerstörung ausgesetzt ist. Abb. 4 zeigt die Verlegung des Kabels auf dem See, Abb. 5 die Ankunft des Kabeldampfers auf der schweizerischen Seite bei Romanshorn.



Das Kloster Potala bei Chassa.

Bei den zu überwindenden Schwierigkeiten kann als hervorragende Leistung bezeichnet werden, daß der erste Versuch im Herbst 1905 mißlang. Im Sommer des Jahres 1906 machte die Firma Siemens & Halske einen zweiten Versuch. Nach zirka zwei Stunden war das Kabel verlegt und die sogleich angestellten Sprechversuche ergaben ein vorzügliches Resultat.

### Chassa, das Mekka der Buddhisten.

Offiziell gilt der Priesterkönig Dalai Lama, der „Priester-Ozean“, als Regent von Tibet. Seine Macht ist seit dem 14. Jahrhundert außerordentlich gestiegen, denn damals entstand das neue Dogma, daß Buddha selbst in dem Oberhaupt der Buddhisten wieder zur Erde niedersteige. Um diese Zeit empfing das geistliche Oberhaupt den Titel „Bauchen Rinpoche“, d. h. kostbares Priesterjüwel, und verdunkelte sehr bald den Glanz des weltlichen Königs. Mit Hilfe der Mongolen besiegte der fünfte Bauchen den König von Tibet 1640 und wurde Kirchenfürst und Herrscher von Osttibet.

Die Residenzstadt des Dalai Lama, Chassa oder Lhasa (d. h. Land der Götter), ist zugleich die größte Stadt Tibets. Sie besteht seit dem 7. Jahrhundert und liegt in der Provinz Dbus („Mitte“) oder Wei, auf einer großen ziemlich flachen Terrasse des Gebirgsabhanges, zirka 3600 Meter hoch am Ki-tschu

oder Mutik-tsang-po-lung, einem linken Nebenfluß des Sangpo (Brahmaputra). Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Kloster Labhrang, das als Zentrum des ganzen Landes gilt. Chassa hat etwa 31 000 Einwohner, darunter 18 000 Mönche, zeitweilig steigt aber die Bevölkerung auf 50 000 bis 80 000 Seelen. Denn die Stadt ist seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ein großartiger Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden; wie die gläubigen Mohammedaner nach Mekka und Medina, so pilgern die Buddhisten aus Siam, China, Rußsja, Ceylon nach Chassa.

Das eigentliche Heiligtum bildet die berühmte, 1643 erbaute Residenz des Dalai Lama, welche 1 Kilometer westlich von der Stadt auf einem dreigipfeligen Regelberge sich erhebt. Sie wird altindisch Potala oder Bodala, tibetisch Grundzin, Dunzin oder Ri-wodundzin genannt. Es ist eine riesige Anhäufung von Tempeln, Klöstern und Palästen, welche sich um die vergoldeten, innersten Buddhatempel, die Wohnung des Dalai Lama, gruppieren und die Bergklippe krönen. Hier spendet der Dalai Lama, dessen Leben einer Gefangenschaft gleicht, den Segen. Auf einem anderen Gipfel desselben Berges stehen zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme der fremden Lamas, welche oft von weither kommen, um hier ihre theologischen Studien zu vollenden. Zwei von der Stadt nach Potala führende Baumgänge bilden eine lebhafteste Straße, auf welcher sich unausgeseht Pilger aus der Ferne bewegen. Da häufig, wie erwähnt,

viele Tausende von Wallfahrern in Chassa zusammenströmen, befinden sich daselbst auch zahlreiche Speise- und Unterkunftshäuser. Die Stadt ist auch ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östliche Asien und zeigt in ihrer Bewohnerchaft die größte Mannigfaltigkeit von Völkern und Mundarten.

Unterhalb Chassas liegen nach den vier Weltgegenden die Klöster Samje, Galdan (Galdhan), Sera und Braipung (Bhraebang), die vier größten der 3000, welche sich in Osttibet befinden sollen. Das erste war einst die Residenz der weltlichen Könige des Landes. Das zweite birgt die angeblich unverwesliche Leiche seines Gründers, des buddhistischen Reformators Tsong-tha-pa. In die beiden anderen begibt sich jährlich der Dalai Lama einmal, um das Buddhagesetz zu erklären.

### Das Erbe der Kleinen.

Dr. Wilh. Schneider, der gelehrte Bischof von Paderborn, macht in seinem schon in 6. Auflage erschienenen Werke „Das andere Leben“ auf einen Gedanken aufmerksam, der auch für manche unserer missionsfreundlichen Leser anregend und fruchtbar werden kann und den wir deshalb hier wiedergeben: „Der hl. Augustinus widerlegt in einer Rede über das Evangelium vom reichen Jünglinge die Ausflüchte des Geizes und spricht bei dieser Gelegenheit Wahrheiten aus, die in den Ohren der heutigen Welt wohl



als Worte aus einer andern Welt klingen. In Bezug auf unsern Gegenstand sagt der hl. Bischof: „Durch den Tod ist dir ein Kind genommen oder vielmehr für alle Ewigkeit gewonnen; es ist nicht fort, sondern vorausgegangen. Nun will ich etwas sagen, dem wohl niemand widersprechen dürfte. Lebt dein Kind? Frage deinen Glauben. Wenn es also lebt, wie kommen seine Geschwister dazu, sein Erbteil an sich zu reißen? Es kann ja selbst nicht wiederkommen, um daselbe in Besitz zu nehmen, entgegnest du. Gewiß nicht, deshalb muß es ihm nachgeschickt werden. Das Kind selbst bedarf zwar seiner irdischen Erbschaft nicht, aber Gott der Herr, dem sein Erbteil geworden ist, bedarf desselben hier auf Erden; hienieden will Er empfangen, was Er dort oben auszahlt. Entschuldige dich also nicht damit, daß du sagst: ich muß für meine Kinder sorgen, ich darf ihnen ihr Erbe nicht verkürzen. Dem Kinde, das gestorben ist, verkürzest du es und dazu hast du kein Recht. Ich sage also nicht: gib her, was dein ist, sondern: bezahle, was du schuldig bist.“ In der Familie, ermahnt weiter der hl. Kirchenvater, muß Christus als Glied mitgezählt werden. Die der Eingeborne des Vaters als Miterben im Himmel duldet, die müssen auch Ihn als Miterben auf Erden dulden. Seinen Kindsteil aber hat Er den Armen übermacht, und diesen gebührt, wo die Verhältnisse es gestatten, ein Teil des Vermögens, der dem verstorbenen Kinde zugefallen wäre. Am großen Tage des Wiedersehens wird dieses Rechenschaft fordern über die Verwendung seines Anteils. Wie beschämend für die, von welchen es enterbt worden.“

Wir sind weit entfernt, in Bezug auf den erörterten Gegenstand eine Pflicht festzustellen, was wohl auch nicht in der Absicht des hl. Kirchenlehrers lag. Aber sag an, Vater oder Mutter, ist es nicht wirklich billig, auch deine früh verbliebenen Kinder in etwa erben zu lassen? Ist es nicht billig, daß Christus dieses Erbteil empfängt? Oder wenn deine Ehe kinderlos ist, möchtest du nicht wenigstens teilweise Christus erben lassen? Aber wie kannst du Christus als Erbe einsehen? Höre Ihn selber: „Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder getan, das habt ihr Mir getan.“ (Matth. 25, 40.) „Wer ein solches Kind in Meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ (Matth. 18, 5.) Und wenn du die Ärmsten der Armen suchst, wo könntest du sie besser finden, als in den heidnischen Missionen! Tausende und aber Tausende, ja Millionen von Händchen strecken sich dir entgegen! Hilf ihnen um Jesu willen! Am großen Gerichtstag wird er es dir tausendfach vergelten, daß du ihm an den Armen und Kleinen ein Erbe gegeben. Und welche Freude wird dein kleiner „Engel“ haben, daß du ihm sein Erbteil nicht entzogen, sondern in liebevoller Erinnerung so gut verwaltet hast! —

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Reichstett, Böching, Straßdorf, Eggenfelden, Hornberg, Tettnang, Erfurt, Ellwangen, Altheim, Osterwangen, Unterpeisenberg, Gerbolzheim, München, Ergenzingen, Großheubach, Altmünster, Niedenburg, Böhrnbach, Ringingen, Künzelsau, Weidach, Sulda, Diepoltskirchen, Surlburg, Neumarkt, Wittigshausen, Nischach, Günzburg, Thannhausen, Tirschenreuth, Wangen, Holzheim, Neidhof, Plattenberg, Eschbach, Klein-Reberdingen, Kuelzheim, Rüssen, Gohlfeldstein, Landau (Pfalz), Walschut, Gablingen, Seebach, Königshofen a. d. Tauber, Ober-eebach, Hettlingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

### Dankjagungen

sind eingegangen aus: Mühlbach, Kirsch, Beng, Köln (aus Provinz Hannover, Köln, Wiesau).

### Gebets-Empfehlungen.

Auf schlechte Wege geratene Geschwister. Glückliche Sterbestunde. Um gute Kindererziehung. Erkenntnis des Berufes. Befreiung eines Bruders. Ein Vater um Sinnesänderung. Um guten Geschäftsgang. Eine bebrängte Frau. Ein verirrter Bruder. Trunkfälligkeit. Glückliche Rückkehr aus Amerika. Eine Augenranke. Befreiung von langwierigem Leiden. Um Kindererfolg. Um Verhütung eines Prozesses. Ein gläubiger Sohn. Schwerkrante Mutter. Geistes-Anliegen. Unglückliche Familien. Schwerkrante. Glückliche Rückkunft. Glückliche Standeswahl. Bewahrung der Unschuld. Angelegenheit. Eine Frau, die verfolgt und verkannt wird. Ein verirrter Gemann. Eine 15jährige Tochter. Glücklichen Hausbesuch. Geistesranke. Eine Tochter. Glückliche Heirat. Um gute Rache. Ein Prozeß. Um glückliche Operation. Ergebung in Gottes heiligen Willen. Ungeratene Söhne und Töchter. Ein Verfallener. Um gute Dienstboten. Abwendung geschäftlicher Verluste. Ein unverzöglicher Sohn. Ein besonderes Familienanliegen. Um Frieden in der Nachbarschaft. Glückliche Versorgung. Um besten Gefinnung. Glücklicher Verkauf eines großen Anwesens. Eine Gemütsranke. Beruf zum Ordensstande. Ein augenleidendes Kind. Ein schwerkranker Bruder einer Beförderin. Verschiedene Anliegen und Frieden in der Familie.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missions-Schwester, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Vergnügens meinnicht.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kreszenz Herz, Elthart. Eduard Aligater, Pfullendorf. Selma Siegel, Friesenheim. Josef Wirth, Jüdenhofen. Josef Groß, Huppendorf. Apollina Kortmann, Krensheim. Anna Brandl, München. Maria Heilig, Döndal. Patrizius Kiegl, Steinbach. Michael Hög, Legersbach. Georg Mies, Walderbach. M. Leibrecht, Walderbach. Jos. Geyer, Pfr., Haidling. Frau Hauptlehrer Schwörer, Fretzen. Witwe Zimmermann, Wolterdingen. Kunig. Schäfer, Popper. Albert Zimara, Breslau. Pauline Stumpf, Königshofen. Michael Pfeiffer, Apatin. Josef Koffler, Bozen. Kath. Pöcher, Pittis. Johanna Daniel, Obergeirung. Peter Kogelbauer, Wetzgell. Maria Rüder, Leibnig. Antonia Ludwig, Währ.-Schönberg. Johann Mettenborfer, Enns. Josef Brügger, St. Peter b. Reunweg. Franz Reumayer, Scharding. Josef Wendel, Markersdorf. Johann Kainbacher, St. Stefan ob Stainz. Kath. Schwinbich, Seifenhausen. Wilhelmine Hiller, Herbolzheim. Kath. Brandl, Landau. A. Benefiziat Kapfelsberger, Landau a. J. Jos. Friebl, Hainbach. Ursula Fertil, Balzing. Herr Lang, Kager. M. Anna Sepp, Künzelsau. Bernhard Wunsch, Bühl. Friedr. Zeller, Bühl. Wolfgang Göhl, Würzburg. Walburga Braun. Josef Pfeiffer, Pfarrer, Ebnbrunn. Agnes Stephang, Garling. Anna Heger, Glästin. Heinrich Gutmann, Somborn. Josef Blas, Raumental. Joh. Ev. Stedenbiller, Oberweidertshofen. M. Magd. Schwarz, Mettenberg. Johann Loibel, Egg. Berta Wanke, Kattibor. Madame Walch, märe, Paris. Jungfrau M. Anna Scheibel, Jüdenhofen. Franz Suchanek, Dresden. Frau Kreszenz Herz, Sonthofen. Kreszenz Mohrmofer, Altding. Maria Teller, Guppen. Johann Böde, Königsheide. Herr Jörres, Essen. J. B. Wulf, Dinklage. Anton Hesse, Hüssen. Paula Matthei, Jüngenbroich. Anna Gebhardt, Bamberg. Anton Herber, Kleinrosseln. Josef Geier, Gochhausen. Anna Kiermeir, Kollbach. Melchior May, Gerfau. Witwe Haug, Pfungen. M. Solentpaler, Gantenwil. Franz Gutmacher, Pösum. Herr Grass, M.-Glabach. Johann Meine, Böttrop. Elisabeth Helbach, Godesberg. Adolf Rudolph, Pfarrer, Veer. Herr Gimborn, Frimmersdorf. Kath. Mohr und Christline Pelzer, Mausbach. Pfarrer J. R. Paulus, Bonn. Frau Daniels Salzkoten. Frau Schuhmacher, Amriswil. Pfarrer Brunner, Kresheim. Maria Ghermann, Gifkon. Anna Mader, Wil. P. Gladius O. C., Schwyz. Rosa Steiger, Büron. Kaver Meier, Griesfelden. Antonia Meierhaus, Hub. Lorenz Oberliser, Neuenkirch. Br. Paulus Großgrabenreuter von Großramig, + Mariannhill.

Vergesst nicht der armen kleinen Schwarzen auf Weihnachten!



# Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1910.

## I. Gedichte.

	Seite
zum neuen Jahr	2
Mat des Vaters an seinen Sohn	26
Berufung	50
Christus ist erstanden!	75
Der Missionar	95
Frühlingslied	98
Erstwort	114
Das Opfer	122
Wunsch an unsere Leser	139
Engelus	143
Küsterfrieden	146
Was willst du werden?	158
Sei Maria!	170
In meine Heimat	194
Herbstlied	218
Maria Namen	232
Von den Engeln	238
Die Sorge	242
Es ist Winter geworden	266
Die beiden Fenster	282

## II. Missionsnachrichten.

Leitende Dorfschule	5. 28. 56. 75. 100
Sonnenuntergang auf den Mnyembebergen	10
Krankenbesuch im Königslande	10
Eigentümliche Erscheinungen im Missionsleben	12
Aus meinem Tagebuche 13. 35. 57. 92. 108. 132. 155. 181. 204	234. 261. 284
Missionsleben in Keilands	17. 33. 286
Wandern und Stillestehen	18
Sidafrikaniſche Reiserlebnisse	20. 45
Eine Ueberraschung	26
Monte-Cassino (Rhodesia)	30
Leitende Missionsstation Potent	36. 59
Katholische Krankheit und ihre Heilung	39
Freudige Ueberraschung	50
Ein Spaziergang mit der Kamera	62. 82
Reise ins Maschona-Land	84
Befuch unser Schw. Vaters Gerhard Wolpert in Triaschill	98
Ein Konvertit	99
Ein seltsames Beichtkind	102
Eine Bekehrung auf dem Krankenbette	104
Reise in Chishawasha	113
Aus unserer Basutomission	115
Herzliche Bitte	116
Entwickelung in unserer Schule	122
Eröffnung der St. Barbarischule in Triaschill	124
Weihnachtsspiel in Mariatinden	128
Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr	131
Herzliches Vergelt's Gott!	139
Aus dem Missionsleben	146
Bitte um Glocken	151
Aus den Drakensbergen	162
Stimmung in Citeaux und Clairvaux	170
Neue Missionsstation „St. Augustin“	172
Freude unserer Getreidefelder	180
Ernterzucht in Maschona-Land	182
Aus dem Missionsleben	194
Unsere Schulkinder	198
Maria Katholik	200
Opfern in Monte-Cassino (Rhodesia)	202
Der Halleysche Komet und unsere Schwarzen	220. 253. 278
Unsere liebe Mutter Maria und unsere Kleinen	224
Erkommunion in Reichenau	226. 247
Die neue Geistestaufe	229
Aus Triaschill	175. 236
Allerheiligentag in Süd-Afrika	246
Erste hl. Messe in St. Barbara	274
Dank der Schwester Engelberta	276
Befuch des apost. Präfekten Garilan in Triaschill	251
Taufe eines alten Mütterchens	252
Erntes und Heiteres aus dem Missionsleben	256

## III. Apologetisches.

Kulturarbeit katholischer Ordensleute	88
Ein Wort zum Werke der Glaub.-verbreitung	209
Rede des Hochw. Herrn Abtes von St. Ottilien über Heidenmission	242
Rede des Herrn Professor Dr. Meyers von Luxemburg auf dem Augsburger Katholikentage	266

Christentum und Kultur	250
Missionsfrage auf den Katholikentagen	65
Zeugnis eines Konvertiten	287

## IV. Erbauliches.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester	15. 41. 67. 89
Aus dem Leben einer Gottesbraut	15. 41. 67. 89. 111. 137. 161. 185. 212. 233. 259. 283
Maria Lichtmeh	41
Wie der hl. Joseph seinen Verehrern zu einem guten Tode verhilft	68
Von der Liebe zum Kreuze	90
Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter	111. 137. 161
Der selige Heinrich Suso und der Maimonat	112
Christus als Kinderfreund	118
Der hl. Joseph, Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens Jesu	138
Die gute Meinung	156
Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer	185
Der geistliche Kampf	186
Der hl. Joseph, Patron der studierenden Jünglinge	211
Zu Ehren des hl. Joseph	211
Der hl. Joseph, Schutzpatron des Handwerkers	259
Freunde der armen Seelen	263
Unser tägliches Brot gib uns heute	23

## V. Erzählungen.

Eine Erzählung aus alten Tagen	15. 42. 68. 90. 112. 134. 153. 186. 206. 230. 260. 279
Eine merkwürdige Bekehrung	23
Die treue Magd	30
Ein Abenteuer mit Schlangen	105
Vom Blitz erschlagen	130
Das weiß ich!	138
Das triumphierende Kreuz	139
Abschied von der Mutter Gottes	157
Das hat seinen guten Grund	160
Gottes Strafgericht	183
Irrtum und Umkehr	188
Die Liebe eines Pfarrers	191
Mitten im Leben vom Tode umgeben	196
Ein schwarzer Schreibkünstler	197
Durch ein Baierunser	183
Erlebnisse eines Totgelagten	158
Der Hirtenknabe vor Gericht	208
Das zerfallene Christusbild	213
Das Krüppel	215
Ein seliger Tausch	273
Tod und Begräbnis	281

## VI. Abhandlungen.

Heiraten unter den Kaffern	80. 127. 149. 178. 202
Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen	218. 255

## VII. Belehrendes.

Die menschliche Lebensdauer	22
Was ist eine Milliarde?	87
Schnikel	94
Die Wanderungen der Vögel	118
Ein Beweisstück für Bauern und Philosophen	119
Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.	184
Vögel als Sturmverkünder	237
Das Opfer der Witwe	40
Gott vergelt's euch an euren Kindern	77
Wie die Schwarzen bildliche Vorstellungen beurteilen	124
Was kann ein Weib?	239

## VIII. Reminiszenzen.

Was Hänschen gelernt, treibt Hans gern	7
Meine Vorsätze	31. 53

## IX. Heiteres.

Wichtiger Auftrag (mit Bild)	14
Spielkästchen (mit Bild)	36
Kinderlust (mit Bild)	66
Der hereingefallene Herr Schulrat	66
Ob er wohl zu Hause ist?	87
Gedächtniskunst	166
Die kleinen Theologen	215



Prinzenerziehung	Seite 215
Die Hauptsache	215
Gerechte Entrüstung	232
Die höheren Töchter	232
Doppelsinnig	232
Humor	240
X. Goldförner	14. 136. 216

#### XI. Verschiedenes.

Die südafrikanische Union	4
Harun al Raschid und die Traumausleger	22
Zählet die Männer am Tische des Herrn	46
Hast du auch eine Mutter?	66
Wer ist Schuld an der Kreuzigung Christi?	108
Offizier und Kapuziner	136
Napoleon I. und Pius VII.	140
Kaiser Paul und sein Offizier	142

Die alte Mainbrücke in Würzburg	Seite 160
Ein Zeuge Gottes	160
Ein Wundervogel	166
Ein Chinese über „Seppeln“	237
Kapuziner und Sultan	239
Napoleon's Angst vor Gift	246

#### XII. Redaktionelles.

Etwas über die „Mariannhiller“	70
Aufmunterung zur Unterstützung der Missionen	74
Geistliche Gütergemeinschaft der Mariannhiller mit den reformierten Eiferern	75
Bausteine	79
Anerkennung der Verdienste eines Missionsbruders	94
Wohin mit unsern Studenten?	146
Für unsere Studenten!	182
Warnung!	238
Reflexion und Nutzenwendung	245

### Illustrationen.

I. Personen.	
Hochw. P. Nother Vorspel, Missionsprokurator	Seite 1
Hochw. apost. Vikar von Transvaal, Mar. Miller	5
Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln	74
Hochw. Herr Bischof Schlor von Würzburg	74
Hochw. P. Innocenz	99
† Erzengel Dr. Lueger, Oberbürgermeister von Wien	114
Lord Herbert Gladstone, Gouverneur von Süd-Afrika	131
Dr. Xaver Nagel, Koadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Wien	135
Dr. Jos. Schulte, der neue Bischof von Paderborn	135
Der in Kleinasien ermordete Deutsche Hermann Burchardt	143
† Bischof Jolivet und † Abt Amandus	171
Hochw. P. Dominikus	174
Der neue König von England Georg V. im Kreise seiner Familie	191
Hochw. P. Sirtus	198
Bernadette von Lourdes	213
Hochw. Abt Norbertus Weber, O. S. B. von St. Ottilien	242
Oberlandesgerichtspräsident Marz, Präsident des Augsburger Katholikentages	243
Chrw. Br. Flavian	253
Prof. Dr. Meyers, Redner vom Augsburger Katholikentag	266
Hochw. P. Adalbero Fleischer	274
Chrw. Br. Petrus	277
Postulantin	141. 285
Chrw. Br. Gosbert, Hauschaffner	121
Vertretung der Mariannhiller Mission in Europa	177
II. Bilder aus dem Missionsleben.	
Neujahrsgruß	3
Chornovizen bei der Arbeit	8
Chornovizen in der Arbeitspause	9
Kraal am Umkumbini	13
Br. Doktor im Kaffernkraal	19
Weihnachtspiel der hl. Schwarzen	29
Missionsstation Monte-Cassino	30
Des Häuptlings Wohnung	31
Inneres der Kirche von Monte-Cassino	32
Frühstück der Schulkinder im Freien	34
Heidnische Mutter mit Kind	38
Ein Zuluhäuptling	44
Der jüngste Nootje	25
Eine Witzbegierige	49
Gruppe von Schulfädchen	51
Grabstätte des † Hochw. Abtes Franz Pfanner	55
Muskübung im Walde	56
XII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	60
Christlicher Kraal bei St. Wendel	61

Der Hausherr	Seite 62
Kaffernfrauen im Felde	63
Der Kaffernhumpen macht die Kunde	64
Brise während der Arbeitspause	65
Die christliche Hausfrau und ihr jüngster Sproß	74
Zurichten der Bausteine	79
Ein zweifelhafter Labetrunk	82
Tageschüler von St. Wendel	83
Auf dem Kreuzweg	86
Plügen mit Maultieren	87
XIII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	88
Ein gefährlicher Kampf	91
Der kleine Hanfserl	109
Ausflug mit Schulkameraden	113
Ein primitives Floß	115
Chorreligiose auf einem Szaziergang	123
Kaffernweiber an einem Fluß	125
Reitübung auf dem Elefanten	127
Basutojunge auf einem Ochsen reitend	131
Katholisches Basutoweib	145
Religiose in der Rekreation	147
Schlucht am Tafelberg bei Mariannhill	149
Aussteuer einer Kaffernbraut	151
Erster Glockenturm einer Missionsstation	152
Raum ist in der kleinsten Hütte	156
Viehraum im Kaffernkraal	157
Schulknaben von Mariannhill	159
Rast im Freien	162
Basutodorf	163
Landchaftsbild in den Drakensbergen	164
Beim Beerenpflücken	169
Kirche u. Schwesternhaus in St. Augustin	173
Pfarr- und Brüderhaus in St. Augustin	175
Kaffern überschreiten einen Fluß	179
Kaffernweiber bei der Ernte	183
Basuto mit Wursteule	187
Geschwister	194
Rekreation	195
Schulkinder	199
Maria Katschig, Missionsstation	201
Heimkehr	205
Der kluge Hans	218
Beim Bohnendreschen	219
Unsere Professoren im Kreuzgang	223
Novizen im Garten	225
Erstkommunikanten verlassen die Kirche	227
Erstkommunikanten in Reichenau	229
Fütterung der Enten	231
Aller Anfang ist schwer	242
Unsre Schwarzen auf dem Friedhof	247
Allerseelen in Reichenau	248
Missionsstation in Triaschill	251
Glockenturm in Triaschill	251
Schulkinder von St. Barbara	253
Wasserfall bei Reichenau	255
Herz ist Trumpf!	257
Schule und Kapelle in Reichenau	258
In der Malerwerkstätte	261

Nach kirchlicher Vorschrift	Seite 265
Früh überlegt sich's noch	271
III. Religiöse Darstellungen.	
Unser tägliches Brot gib uns heute	29
Opfer der Witwe	40
Der Herr ist auferstanden	77
Christus als Kinderfreund	108
Ecce panis angelorum	134
Die hl. Familie	161
Herz Mariä	186
Maria vom guten Rat	236
Der hl. Schutzengel	266
Weihnachten	267
IV. Ethnographisches.	
Ellwangen, Stadt in Württemberg	162
Das neue Rathaus in München	163
Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg	165
Die alte Mainbrücke in Würzburg	166
Kirche in Lourdes (Frankreich)	166
Inneres der Kirche von Lourdes	166
Straße in Pieter-Mariburg (Afrika)	169
Das Rathaus von Pieter-Mariburg (Afrika)	190
Die Basilika von Lourdes	212
Die Westminster-Abtei in London	249
V. Aus der Tier- und Pflanzenwelt.	
Blühender Aloë	21
Ein Stück Wildnis	93
Schlafendes Chamäleon	97
Affen im Maisfeld	101
Die Umonya-Schlange	105
Bululu-Schlange	107
Papageien, die Schädlinge der Ernte	151
Sebu-Ochsen	209
Maiskolben	276
VI. Sternkunde.	
Ein Kometenbild	221
VII. Heiteres.	
Wichtiger Auftrag	11
Mutter's Stütze	17
Bei der Großmutter	37
Spielkügchen	46
Dorfschlaf	47
Zwei Gärtner	59
Kinderlust	81
Ob er wohl zu Hause ist?	117
Eine Nordpolfahrt	129
Vergnügtes Kleeblatt	165
Verfälschter Beruf	184
Der verkannte Velozipedist	186
Großmut	207
Ein Geheimnis	236
Der Elzug kommt!	237
Ein Ungeheuer	269
Christkindleins Helfershelfer	269
Die glückliche Piese	271